

Historische und kunsthistorische Aspekte = Aspects historiques et d'histoire de l'art

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Schriftenreihe = Collection / Forum Helveticum**

Band (Jahr): **10 (2002)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

HISTORISCHE UND KUNSTHISTORISCHE ASPEKTE

ASPECTS HISTORIQUES ET D'HISTOIRE DE L'ART

DER «GRABEN» ZUR ZEIT DES ERSTEN WELTKRIEGS UND DIE LITERATUR

Rémy Charbon

Wie in der politischen Realität gibt es auch in der Literatur Anzeichen für Spannungen zwischen deutscher und welscher Schweiz lange bevor von einem «Graben» gesprochen wurde. Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts finden sich indessen Anzeichen für ernsthaftere Spannungen, die weder auf gekränkten Kantonalstolz noch auf parteipolitische Animositäten oder konfessionelle Unterschiede zurückzuführen sind.

Ich beschränke mich im folgenden auf literarische Zeugnisse im engeren Sinn, und zwar aus Kompetenzgründen ausschliesslich von deutschsprachigen Autoren. Thematisch einschlägig und mentalitätsgeschichtlich ergiebig sind Werke von Tagesschriftstellern, die heute zum grossen Teil (und mit gutem Grund) vergessen sind. Obwohl literaturgeschichtliche Abhandlungen sie kaum je erwähnen, widerspiegeln sich hier Bewusstseinszustände oft deutlicher als in der «grossen» Literatur, und umgekehrt trugen diese Werke zur Bewusstseinsbildung in eher literaturfernen Bevölkerungsschichten bei.

Kurz vor 1914 manifestiert sich der «Graben» gelegentlich als eine auf Mentalitätsunterschieden beruhende Gegebenheit. Beispielsweise in Paul Hallers Verserzählung im Aargauer Dialekt *s'Juramareili* (1911), der Geschichte einer jungen Frau aus ärmlichsten Verhältnissen. Eine Bekannte schwärmt ihr vom Welschland vor, und Mareili sucht sich daraufhin eine Stelle als Bonne. Die Realität sieht anders aus als der Traum: Eine schikanöse Madame verleidet ihr das Leben und überhäuft sie mit Vorwürfen. Ein ungeheiztes Zimmer muss Mareili auch bei klirrender Kälte genügen. Die eigenen Kinder dagegen verhätschelt Madame. Bei einer Schifffahrt berichtet eine Leidensgenossin von sexuellen Attacken des Dienstherrn.

Da sind alle Klischees beisammen: Putzsüchtig, geil, egoistisch und hartherzig sind die Welschen – die Deutschschweizerinnen duldsam, bescheiden, solidarisch und dankbar für jedes gute Wort. Dass ein etwas unmotivierter Einschub an das patriotische Hochgefühl bei der 600-Jahrfeier der Eidgenossenschaft 1891 erinnert, steht dazu nicht im Widerspruch. Denn es ist die Solidarität und Wehrbereitschaft der alten Eidgenossen der Heldenzeit, die da beschworen wird. Diesem Phänomen begegnet man in der Vorkriegszeit mehrmals: Ein

historisch begründetes Bekenntnis zur Einheit steht beziehungslos neben einer in Deutsch und Welsch geteilten Gegenwart.

Bei Kriegsausbruch führte unverhohlene Deutschfreundlichkeit einiger Autoren beinahe zur Spaltung des Schweizerischen Schriftstellervereins; dessen Präsident Ernst Zahn musste wegen eines in einer deutschen Illustrierten veröffentlichten, überaus pathetischen Sympathiegedichts schliesslich zurücktreten. In den folgenden Monaten war der Verband bestrebt, Öl auf die Wogen zu giessen. 1915 gab er die Prosa-Anthologie *Grenzwacht* heraus. Sie ist (so der Untertitel) *der schweizerischen Armee gewidmet vom Schweizerischen Schriftstellerverein* und zeigt schon optisch, mit dem rot-weissen Einband und dem Schriftbild – die deutschen Texte sind in Fraktur, die französischen in lateinischer Schrift gedruckt –, das Bestreben nach Ausgewogenheit. Im Vorwort erinnerte Zahns Nachfolger Paul Seippel, ein in Zürich wirkender Westschweizer, daran, die Schweizer hätten «die schweren Aufgaben», die der «bewaffnete Friede» ihnen auferlegte, «nicht völlig gelöst» und «das vollkommene Einvernehmen nicht zu erhalten vermocht», stattdessen sich «in müssigen Zänkereien geschwächt» (S. 10). Die einzelnen Erzählungen – thematisch alle auf die Grenzbesetzungen 1870 und 1914 bezogen – kommen entweder überhaupt nicht auf den Graben zu sprechen und appellieren nur an den eidgenössischen Geist, oder sie stellen ihn als vorübergehende, nun aber definitiv überwundene Verwirrung dar – gelegentlich so ostentativ, dass sich der Verdacht aufdrängt, er solle vielleicht einfach beiseitegeredet werden. Paradigmatisch ist die Frühfassung von Robert Faesis *Füsilier Wipf*. Hier wird Ausgewogenheit regelrecht demonstriert. Im Coiffeursalon einer schweizerischen Kleinstadt streiten sich Deutschschweizer und Welsche, jeweils mit ihren Zeitungen in der Hand, die sie notfalls auch zum Dreinschlagen benutzen, über die Weltlage. Man drängt den Gesellen Wipf «Farbe zu bekennen und seinen Glauben für Zentralmächte oder Dreiverband zu bezeugen. ‹Ich bin für die Schweizer›, knurrte er einsilbig.» (S. 107)

Im selben Jahr erschien noch eine weitere Anthologie mit literarischen Texten zur Grenzbesetzung (*Die Heimat voran*), ferner, gewissermassen als flankierende Massnahme, eine Sammlung mit Stellungnahmen von Schriftstellern und Literaturwissenschaftlern zum Thema *Wir Schweizer, unsere Neutralität und der Krieg*, ebenfalls mit beschwichtigender Tendenz.

Fast alle Grenzwachtgeschichten sind, trotz sprachlicher Komplikationen, auf den dreistimmigen Akkord eidgenössischer Harmonie gestimmt. Zu den stehenden Motiven gehören Liebesgeschichten über die Sprachgrenzen hinweg,

die Musterung des Landes durch die hin und her verlegten Truppen und die Integration zurückgekehrter Auslandschweizer, selten aber der direkte Dialog zwischen Deutsch und Welsch. Ein beliebter Ausweg, die peinliche Grabenfrage zu umgehen und trotzdem helvetische Brüderlichkeit zu preisen, ist die Begegnung Deutschschweiz-Tessin. Meist wird sie äusserst simpel gestaltet, indem sich beispielsweise der beste Deutschschweizer Offizier mit der schönsten Tessinerin verlobt.

Zu Beginn des Krieges gab es einerseits eine Art Doktrin des Grabenzuschüttens, ein in seiner Unbeholfenheit schon wieder fast rührendes Bestreben, eidgenössische Brüderlichkeit herbeizuschreiben, und andererseits einige widerborstige Autoren, die nicht gewillt waren, sich daran zu halten, die bewusst bestehende Vorurteile schürten und aus ihrer Sympathie für das Reich keinen Hehl machten. Zu letzteren gehörte Carl Albrecht Bernoulli (1868-1937), Autor des Festspiels zur Landesausstellung 1914. Im Roman *Der sterbende Rausch* (1915) hetzt er massiv gegen die Westschweizer, besonders die Jurassier. Hauptgestalt und Identifikationsfigur ist ein Oberleutnant Herwagen aus dem Aargau. Mit seiner Einheit wird er sogleich nach der Mobilmachung in ein Dorf im Jura verlegt. Dem herzerfreuenden Anblick «der besten Jugend des Landes – festen, blonden kraftvollen Jünglingen» (S. 8) – kontrastiert das zerlumpte Aussehen eines Grüppleins «Eingeborener», «zerzausten, schwarzhhaarigen Gesellen», unter einem Anführer mit «stechenden schwarzen Augen und geröteter Knollnase» (S. 29), das an eine Räuberbande denken lässt. Welsche Soldaten kommen im ganzen Roman nicht vor. Der Einmarsch der Truppe wird von den Einwohnern als Besatzung empfunden, und im Hintergrund spinnt die Freimaurerloge «Mont Terrible» die Fäden, deren letztes Ziel die Einführung eines französischen «Kulturvasallentums» ist. Herwagen dagegen kommt aus gut freisinniger Familie, die sich als Erbe der Staatsgründer sieht. «Die Welschen», räsoniert sein Vater nachts im Bett, «habe man von Bundeswegen immer schon viel zu sehr verhätschelt und verzärtelt. Jetzt, wo das Vaterland wirklich in Gefahr sei, werde sich diese Nachsicht vermutlich noch bitter rächen.» (S. 128)

Weniger plakativ, aber gleichwohl entschieden deutschfreundlich schildert Johannes Jegerlehner (1871-1937) im Roman *Grenzwacht der Schweizer* (1915) die Grenzbesetzungszeit. Das Bekenntnis zur Schweiz, die Treue zur Heimat wird mehrfach bekräftigt und am Ende des Romans, bei der Verabschiedung der Truppe im zweisprachigen Murten explizit als Bekenntnis zur *mehrsprachigen* Schweiz bestätigt. Die erzählerische Strategie macht jedoch deutlich,

dass mit der eidgenössischen Solidarität die Forderung nach deutschschweizerischer Suprematie und nach Orientierung auf die Zentralmächte verbunden ist.

Obwohl Jegerlehner die binnenschweizerischen Konflikte zurückhaltender als Bernoulli gestaltet, kann an der Parteinahme kein Zweifel bestehen. Geschickt bedient er sich indirekter Mittel, indem er etwa den langen Brief einer Deutschen an einen schweizerischen Oberstleutnant einfügt. Die Verfasserin beklagt den schweizerischen Wunsch, «nur noch Schweizer» sein zu wollen, als Verrat an einer alten geistigen und kulturellen Gemeinschaft und appelliert an die *Deutschschweizer*, doch nicht von einem «Nachbar, der mit ihnen geackert, gesät und geerntet hat, in einer Zeit, wo das Volk in seinen tiefsten Tiefen schüttert und bebt, [...] teilnahmslos sich ab[zu]wenden.» (S. 135) Der Empfänger ist erschüttert und kommentiert: «Wir haben vor dem Krieg dem Deutschen Reich Treue gehalten, wir werden die Treue in seiner Schicksalsstunde nicht brechen.» (S. 136)

Im weiteren Verlauf der Kriegsjahre trat das Thema in den Hintergrund. Erneut aufgegriffen wurde es im Zusammenhang mit der Erneuerungsbewegung nach 1918 und vor allem am Vorabend des Zweiten Weltkrieges, als man befürchtete, die Gesinnungsspaltung von 1914 könnte sich wiederholen. Ab 1937 befassten sich wiederum mehrere literarische Werke – nun aus der Retrospektive – mit dem «Graben». Das literarisch bedeutendste, Meinrad Inglin's *Schweizerspiegel* (1938), bringt die Frage über die westschweizer Verwandtschaft der Familie Hartmann-Ammann und die ausführlich mitgeteilte Chronologie der Ereignisse (Oberstenaffäre, Radau vor dem deutschen Konsulat in Lausanne usw.) zur Sprache. Im Zentrum steht sie in zwei Werken, die zugleich die Textgrundlage für populäre Filme bildeten: Der Neufassung von *Füsilier Wipf* (1938) (mit wesentlichen Ergänzungen gegenüber der Erstausgabe) und Rudolph Maeglins *Gilberte de Courgenay* (1939). Den engeren Freundeskreis bilden hier ein Deutschschweizer, ein Welscher, ein Bündner und ein heimgekehrter Auslandschweizer. Obwohl sie unterschiedliche Sympathien hegen, bewährt sich die helvetische Solidarität symbolisch bei der Rettung eines verletzten Kameraden. Inzwischen war aber die Situation völlig anders und auch anders als noch 1933. Die Literatur brauchte fortan nicht mehr zu überzeugen, sondern konnte sich damit begnügen, zu bestätigen (und öfters auch zu verharmlosen).

ESQUISSE D'UNE GÉOGRAPHIE DE L'ART MÉDIÉVAL EN SUISSE

Frédéric Elsig

Etablir une géographie de l'art médiéval en Suisse soulève plusieurs difficultés et, en premier lieu, celle de la disparité du patrimoine conservé. Les objets ont été déplacés ou détruits dans les zones touchées par la Réforme protestante. Dans les régions restées catholiques, ils ont subi à peu près le même sort en raison des changements de goût imposés par les transformations liturgiques. Durant la seconde moitié du XIX^e siècle, ils acquièrent une valeur commerciale et font l'objet d'une dispersion qui génère une prise de conscience nationaliste du patrimoine, ce qui se traduit non seulement par la création d'institutions telles que le Musée national suisse, mais également par l'émergence d'une véritable histoire de l'art helvétique. Celle-ci, amorcée par les travaux de Johann Rudolf Rahn, ne génère que peu de synthèses. On peut néanmoins mentionner celle de Joseph Gantner et Adolf Reinle (*Kunstgeschichte der Schweiz*, Frauenfeld, 1936-1961) ou celle proposée par la série *Ars Helvetica*, dans laquelle Dario Gamboni jette en 1987 les bases d'une réflexion sur la géographie artistique, consistant à comprendre comment s'organisent les rapports d'influence culturelle sur le territoire de la Suisse actuelle. L'argument, par sa complexité, impose certaines simplifications nécessaires à la concision de l'exposé. Nous le subdiviserons en deux parties. D'une part, les espaces culturels seront définis, en analysant les canaux de diffusion des formes artistiques entre le V^e et le XIII^e siècle. D'autre part, il conviendra d'examiner la manière dont ils s'articulent avec la constitution progressive de la Confédération, en focalisant notre intérêt sur une seule technique, la peinture, à la fin du Moyen Age.

On a coutume d'expliquer la naissance des frontières linguistiques par la convergence, entre le V^e et le VIII^e siècle, de trois peuples relevant de cultures bien distinctes. D'abord, les Burgondes, rapidement remplacés par les Francs, annexent la Suisse romande à leur territoire, étendu de Lyon à Besançon, en maintenant certaines traditions romaines, comme en témoignent les fondations de la cathédrale de Genève ou celles de l'abbaye de Saint-Maurice d'Agaune. Ensuite, les Alamans, établis en Souabe, s'installent en Suisse alémanique, où ils n'ont laissé que peu de traces artistiques en dehors de quelques éléments de parure. Enfin, les Ostrogoths, auxquels succèdent bientôt les Lombards, occupent le Tessin et une partie des Grisons, en apportant leurs habitudes

architecturales, comme l'atteste le baptistère de Riva San Vitale, construit sur un schéma analogue à celui des édifices ravennates. Ces frontières linguistiques délimitent de toute évidence des espaces culturels qui favorisent les échanges mais qui ne se superposent guère au découpage politico-religieux des diocèses.

La répartition des diocèses (Genève, Lausanne, Sion, Bâle, Constance, Coire, Côme et Milan) met en évidence la présence de deux niveaux différents qui interfèrent et se complètent dans la circulation des formes artistiques. Sur le substrat des aires culturelles se greffent des réseaux économiques et diplomatiques qui, favorisés en particulier par le clergé, garantissent entre l'époque carolingienne et la réforme grégorienne une relative unité, sans parvenir à masquer les variations imposées par les aires culturelles. La Suisse romande semble totalement dépendre de la région rhodanienne et de la Bourgogne, comme l'attestent par exemple le complexe de Romainmôtier ou la petite église de Saint-Pierre-de-Clages, liés à Cluny II. La Suisse alémanique semble regarder vers l'Empire ottonien à en juger par l'abbaye de Muri ou celle de Schaffhouse. La Suisse italienne et la plus grande partie des Grisons dépendent de la Lombardie, comme le suggère le plafond de Zillis qui présente un cas tout à fait significatif. Daté généralement très tard dans le XII^e siècle, le plafond (fig. 1) révèle néanmoins un langage qui se retrouve notamment dans une



Fig. 1. Peintre Lombard, *Présentation au Temple*, vers 1120, Zillis, Saint-Martin (cliché: Institut d'histoire de l'art de Genève).

Bible enluminée à Milan dans le premier quart du XII^e siècle. Sur la base du style, il peut se situer vers 1120, ce que tend à confirmer l'examen dendrochronologique (après 1113). Il démontre ainsi le danger de présupposer des retards stylistiques en fonction du caractère plus ou moins périphérique que l'on impute, de manière abusive et totalement anachronique, à une zone géographique. Il souligne, *a contrario*, la mobilité du réseau ecclésiastique qui garantit une circulation rapide des formes artistiques (en particulier dans le carrefour que représentent les Alpes), mais dont le monopole s'effrite au lendemain de la Réforme grégorienne.

A partir des années 1120 environ, le climat socio-économique subit en effet de profonds bouleversements. On assiste alors, sous l'impulsion des grandes seigneuries, à l'essor de la culture laïque et de la civilisation urbaine. Les villes s'agrandissent et rivalisent entre elles pour se doter des plus beaux édifices. Elles attirent les artistes qui, autrefois représentés essentiellement par des moines polyvalents, se laïcisent et se spécialisent au sein d'une corporation pour satisfaire une clientèle de plus en plus diversifiée. On crée également de nouvelles villes (Fribourg, Berne, Lucerne) qui, reliées par un système de communications en pleine expansion (routes, cols, etc.), forment des réseaux. Ceux-ci, qui favorisent les échanges à l'intérieur d'une même aire linguistique, font ressortir les espaces culturels, en véhiculant les formes artistiques d'un foyer à un centre secondaire à travers différents relais. Ainsi, Lyon apparaît comme le foyer d'un réseau rhodanien qui influence notamment la cathédrale de Genève ou l'église Notre-Dame de Valère à Sion, tandis que Strasbourg joue le même rôle pour le réseau rhénan à en juger par certains exemples sculptés. Sur la façade occidentale de la cathédrale de Bâle, le *Tentateur* et la *Vierge folle*, rescapés d'un ensemble détruit par le tremblement de terre de 1356, dérivent ainsi des modèles fournis par la façade occidentale de la cathédrale de Strasbourg. Réalisés sans doute à l'extrême fin du XIII^e siècle, ils se situent au moment de l'émergence politique de la Confédération helvétique.

Comment s'articule la géographie artistique sur la constitution progressive de la Confédération helvétique? La question appelle naturellement des réponses différentes selon la technique que l'on examine. C'est pourquoi nous proposons de nous concentrer sur la peinture produite en Suisse à la fin du Moyen Age. Celle-ci, dont l'étude la plus complète demeure celle de Paul Ganz (*Malerei der Frührenaissance in der Schweiz*, Zurich, 1924) peut être envisagée à travers deux couples de réseaux qui s'affrontent parallèlement sur l'axe nord-



Fig. 2. Konrad Witz, *Pêche miraculeuse*, 1444, Genève, Musée d'art et d'histoire (cliché: Musée d'art et d'histoire de Genève).

sud, en créant au point de rencontre des zones mixtes. Dans la partie orientale du territoire, le réseau lombard, orchestré par Milan, touche Lugano et Locarno à travers des relais tels que Varèse et Côme. Il s'oppose au réseau souabe qui, conditionné par le foyer d'Ulm et véhiculé par Constance, atteint Zurich et sa région. Entre les deux, une zone mixte, que l'on pourrait qualifier de «lombardo-souabe», correspond au noyau primitif de la Confédération (Uri, Schwyz, Unterwald, Lucerne, Zoug), aux Grisons et à la Léventine. Alternativement soumise aux deux influences, elle se germanise peu à peu sous l'effet des relations diplomatiques et de la colonisation militaire. Dans la partie occidentale du territoire, le réseau rhénan, stimulé par Strasbourg et diffusé par Bâle, se ramifie dans des centres secondaires tels que Berne et Soleure. Il affronte le réseau savoyard qui, dominé par la cour (comtale puis ducal) de Chambéry et relayé par Genève, tente de s'étendre de Lausanne vers le Pays de Vaud. Entre les deux, une zone mixte, que l'on pourrait définir comme «rhénano-savoyarde», comprend le diocèse de Sion et la ville de Fribourg qui partagent un destin artistique tout à fait parallèle, en passant, au cours du XV^e siècle, d'une orientation majoritairement savoyarde à une influence rhénane, liée au rapprochement politique avec Berne à partir des guerres de Bourgogne.

Malgré son caractère nécessairement réducteur, la géographie des influences qu'enregistre la peinture produite en Suisse à la fin du Moyen Age nous autorise à faire quelques observations générales. Elle semble révéler un mouvement du nord vers le sud, qui se traduit, sur l'axe oriental, par une colonisation artistique des Grisons et de la Léventine de la part des Confédérés et, sur l'axe occidental, par une adoption volontaire de la culture rhénane de la part de la cour de Savoie, liée à un phénomène fondamental: le concile de Bâle. Celui-ci est arbitré par le duc Amédée VIII de Savoie qui, élu pape sous le nom de Félix V entre 1439 et 1449, importe sur ses terres les nouveautés survenues dans le milieu cosmopolite de Bâle. Il permet notamment d'expliquer la présence de peintres tels que Konrad Witz (fig. 2) et Hans Witz dans la ville de Genève, devenue par ses foires une véritable plaque-tournante. Son rayonnement, qui reste à comprendre dans sa globalité (de l'Allemagne méridionale à l'Italie septentrionale), engendre sur le sol helvétique une première vague de rapports transversaux, d'ouest en est, à laquelle succède dans les premières années du XVI^e siècle une seconde vague. Celle-ci, dirigée plutôt d'est en ouest, fait affluer vers la Confédération des treize cantons une culture qui, élaborée entre Vienne et Ratisbonne par des peintres tels que Lukas Cranach l'Ancien ou Albrecht Altdorfer, est partagée aussi bien par Hans Leu le Jeune à Zurich que par Niklaus Manuel Deutsch et le maître-verrier zurichois Hans Funk à Berne. Englobée dans un phénomène de vaste envergure, serait-elle liée à la revendication d'une identité germanique de la part des Confédérés, dont le système politique, légitimé par la victoire dans la guerre de Souabe (1499), s'oppose néanmoins à l'Empire habsbourgeois?

HELVÉTISME, UN CONCEPT PÉRIMÉ?

Manfred Gsteiger

Rappelons, pour commencer, que l'Antiquité connaît, sous le nom d'Helvètes, un peuple celtique soumis par les Romains. César les appelle «*Helvetii*» et parle de leur pays, séparé des Germains par le Rhin, «*qui agrum Helvetium a Germanis dividit*». Cette référence classique, dans une interprétation républicaine plutôt qu'impériale, aura son importance pendant toute notre histoire, mais surtout au XVIII^e siècle. Lorsqu'Albert de Haller rédige son inscription pour l'ossuaire de la bataille de Morat, il s'adresse à ses contemporains en les appelant «*Helvétiens*»: «*Steh still, Helvetier, hier liegt das kühne Heer...*» Depuis la fin de l'Antiquité, l'espace culturel entre le Rhin et le Rhône se divise en deux parties, l'une germanophone, l'autre francophone, dont les frontières ont peu changé au cours des siècles. Privilégier le nom d'Helvétie pour désigner la Suisse moderne revient donc, implicitement ou explicitement, à reléguer au second plan les différences linguistiques.

Le français a conservé ou plus exactement repris l'adjectif «*helvétique*» d'après le latin «*helveticus*», lui donnant un statut officiel dans la «*République helvétique*» («*Helvetische Republik*»), et il le retient encore aujourd'hui en tant que synonyme de «*suisse*». Dans la partie germanophone de la Suisse moderne cependant, les termes qui ont trait à l'Helvétie sont plus ou moins tombés en désuétude au profit de «*Schweiz*» et «*Eidgenossenschaft*» (et de leurs dérivés).

Mais qu'en est-il de l'«*helvétisme*»? A consulter le *Petit Robert* ou d'autres dictionnaires contemporains, on apprend simplement que c'est une «*locution, (ou) tournure française propre aux habitants de la Suisse romande*». A quoi font écho certains dictionnaires allemands qui disent que «*Helvetismus*» signifie «*in eine andere Sprache übernommene schweizerische Spracheigentümlichkeit*». Or le comparatiste français Fernand Baldensperger a déjà utilisé le terme d'«*Helvétisme*» voici plus d'un siècle dans une acception en même temps plus précise et plus vaste. Lorsque, dans un chapitre de son livre sur Gottfried Keller, il s'intéresse à «*l'Helvétisme*» de l'écrivain zurichois, il envisage une tournure d'esprit et de discours spécifiquement suisse, qui concerne la nation dans son ensemble. C'est dans une perspective analogue, avant tout littéraire, mais aussi socio-politique, que l'historiographie de la première partie du XX^e siècle s'est penchée sur les écrivains et les écrits de l'Ancien régime préoccupés par les traits psychologiques et culturels propres aux Suisses, par

ce qu'on appelait l'esprit national, et par les relations interculturelles au sein de la Confédération. Si le champ sémantique de notre mot reste plutôt mal délimité, sa connotation positive ou négative est également variable, non seulement pour ce qui concerne les régionalismes linguistiques, mais aussi par rapport à un certain «néo-helvétisme» conservateur.

La Société helvétique, fondée en 1762 aux Bains de Schinznach, se voulait cependant cosmopolite, éclairée, libérale, dans le but de discuter, en dépit des différences linguistiques, religieuses et politiques de ses participants, les problèmes actuels et l'avenir de la Confédération. On a parfois négligé, parfois surestimé l'impact de cette assemblée, moitié amicale, moitié académie, sur l'évolution de la Suisse moderne; toujours est-il que parmi ses membres on trouve des intellectuels de premier rang comme Johann Kaspar Lavater, Johannes von Müller, Heinrich Pestalozzi, Isaak Iselin ou Johann Georg Zimmermann, des catholiques et des protestants, des conservateurs et des «progressistes» qui prendront parti pour la République Helvétique, des Alémaniques (la grande majorité) et des Romands comme le Vaudois Philippe-Sirice Bridel et le Neuchâtelois Pierre-Frédéric Touchon, sujet du roi de Prusse, qui prononça une allocution sur «le bonheur des Neuchâtelois d'être Suisses». Dans ses *Schweizerlieder*, Lavater traduit en vers – parfois maladroits, il est vrai – les faits et les gestes des anciens Suisses, pour exhorter ses contemporains à suivre leur exemple. Ce rationalisme pratique est véhiculé par un sentimentalisme préromantique et il en résulte, pour citer Ulrich Im Hof, «die Schaffung eines neuen vaterländischen Empfindens, des Helvetismus».

Le pasteur Bridel a essayé de son côté, notamment dans ses *Poésies helvétiques* (Lausanne, 1782), de faire écho à ses collègues alémaniques, en insistant plus particulièrement sur la communauté des thèmes poétiques de part et d'autre de la frontière des langues. Si le talent poétique de Bridel n'est pas à la hauteur de ses revendications, si son plaidoyer pour une littérature nationale suisse ne nous touche plus beaucoup, il faut tout de même reconnaître qu'il a utilement oeuvré en faveur d'une conscience culturelle commune.

Le mouvement helvétique se manifeste également ailleurs et dans d'autres circonstances. Ainsi peut-on considérer les *Lettres sur les Anglais et les Français et les voyages* de Bêat-Louis de Muralt, publiées en 1725, comme son premier monument littéraire, encore que chez Muralt l'interrogation sur la spécificité suisse est trop souvent au service d'un didactisme militant. Dans la revue connue sous les noms de *Mercur suisse* et *Journal helvétique*, qui paraît à Neuchâtel entre 1732 et 1784, le Lucernois Josef Anton Felix von

Balthasar publie une *Lettre à un Français*, dans laquelle il oppose au stéréotype des «Républicains belliqueux» la «gloire littéraire» de la Suisse moderne: «Depuis qu'un Muralt, un Haller, un Rousseau, un Gessner, un Iselin ont paru, cette vaine subtilité s'évanouit; et [...] l'on commence à croire que les Suisses ont du savoir et de l'esprit.»

Deux remarques générales s'imposent par rapport au mouvement du XVIII^e siècle. Premièrement: la différence des langues ne constitue pas, ou à peine, une entrave à la communication. Etant donné que le français occupe une position éminente en tant que langue de civilisation, l'intelligentsia de l'Ancien régime, à la différence de celle du XIX^e siècle romantique et nationaliste, ne connaît pas d'antagonisme linguistique. Deuxièmement: on constate que les impulsions proprement littéraires sont essentiellement originaires de Suisse allemande – à l'exception de J.-J. Rousseau. Or, l'«helvétisme» du citoyen de Genève est un problème plutôt complexe. Mais quoi qu'il en soit, la réception de Rousseau en Suisse allemande fait pendant à celle de Lavater, Haller ou Gessner en Suisse française. Un seul exemple: la traduction de la *Lettre à D'Alembert* faite par Jakob Wegelin de Saint-Gall, publiée en 1761, trois ans seulement après l'original, avec une annexe qui est une sorte d'adaptation, sous le titre *Von den wahren Angelegenheiten einer kleinen, freyen, kaufmännischen Republik*.

Politiquement et culturellement la Suisse fonctionne grâce à l'équilibre parfois précaire de ses différentes composantes, notamment linguistiques. A l'époque de l'Ancien régime et encore jusque vers le milieu du XX^e siècle la position minoritaire de sa partie latine était compensée par le prestige et l'usage généralisé du français. Aujourd'hui, les Alémaniques entre eux, dans les médias, voire officiellement, privilégient le dialecte, tandis qu'un anglais américanisé rudimentaire se superpose de plus en plus comme langue véhiculaire. L'enseignement de l'Helvétisme semble relégué parmi les antiquités livresques.

Ce phénomène ne tient pas qu'à la soi-disant globalisation, terme à la mode susceptible d'excuser tous les métissages, mais aussi au néo-helvétisme conservateur apparu avant et pendant les deux guerres mondiales, et incarné souvent, sinon exclusivement, par des figures de la droite politique, en premier lieu le Fribourgeois Gonzague de Reynold, auteur d'une monumentale *Histoire littéraire de la Suisse au XVIII^e siècle* (1909-12). L'historien Reynold a accompli un travail à bien des égards fondamental, mais l'idéologue, celui qui se réfère, pour fonder son image de la Suisse confédérale, surtout au modèle de l'Empire médiéval, appelle des réserves, ce qui n'est pas le cas de Carl

Spitteler avec son fameux *Unser Schweizer Standpunkt* (1914), qui préconise une communication renouvelée entre les communautés linguistiques, et encore moins de Denis de Rougemont (*Mission ou démission de la Suisse*, 1940; *La Suisse ou l'histoire d'un peuple heureux*, 1965/69).

Mais il y a autre chose. Le conservatisme parfois outrancier de quelques «néo-helvétistes», le prolongement et l'officialisation de ce courant dans la «Défense spirituelle du pays» qui s'est démarquée du National-socialisme et du Fascisme tout en ayant recours à certains de leurs idées constitutives, mais qui porte à son actif également la reconnaissance du romanche comme quatrième langue nationale et la création de la fondation pour la culture suisse Pro Helvetia, ont probablement un peu trop dissimulé le côté rationaliste, républicain et progressiste de l'Helvétisme pré-révolutionnaire. Celui-ci continue pourtant à plusieurs égards dans la République helvétique. Il suffit de penser au républicanisme dans les traces de Rousseau ou bien à la légitimation du caractère plurilingue de l'état nouvellement constitué (une première dans l'histoire suisse) et aux efforts du Ministre Philippe Albert Stapfer pour promouvoir une culture nationale. Et c'est enfin cette république décriée comme une simple domination étrangère, mais préparée et portée par toute une partie de l'élite intellectuelle issue de l'Ancien régime, qui a introduit dans ce pays, au nom de la liberté et de l'égalité, les droits de l'homme et du citoyen.

Il n'y a pas de nécessité de maintenir le terme d'helvétisme au-delà d'une certaine limite historique, d'autant moins qu'après une période d'enthousiasme patriotique suivant la Constitution de 1848, qui englobe Latins et Alémaniques, on observe une prise de conscience de la différence, pour ne pas dire de la «séparation des races», chez des créateurs parmi les plus importants. Ainsi à Gottfried Keller, qui réfute l'idée d'une littérature nationale, feront écho C.-F. Ramuz et Edmond Gilliard, qui confesse: «Je ne puis, en honnêteté littéraire, avoir une volonté d'expression qui ne soit volonté d'expression française. Mais cette volonté est suspecte à tous les policiers de la sûreté helvétique.» Ramuz a pu faire l'expérience de cette méfiance en 1937, à la suite de sa lettre ouverte à Denis de Rougemont. Et Dürrenmatt dira plus tard (mais il ne sera pas toujours aussi catégorique) que «la culture en tant que capital national n'est qu'une fiction.» Au «suissisme», à une culture proprement helvétique, il y a lieu d'opposer la culture tout court, celle de partout – ou de nulle part.

Il faut prendre au sérieux de telles mises en garde. Mais lorsqu'on pose le problème des espaces culturels, des contacts et des frontières entre le Rhin et les Rhône, autrement dit, dans ce pays qui s'appelle la Suisse, et qui entend

maintenir son identité dans une Europe nouvelle et dans un monde «globalisé», elles ne sauraient conclure le débat. Avons-nous quelque chose de commun au-delà de la politique et de l'économie? Cette question qui sous-tend toute l'histoire de l'Helvétisme reste d'actualité, et son aspect culturel doit être considéré désormais comme décisif.

Les nations ne sont pas (encore) en train de disparaître, mais de politiques elles deviennent de plus en plus des entités linguistiques et culturelles. Or, un pays sans langue nationale tel que le nôtre ne pourra survivre sans «capital» culturel spécifique, susceptible d'être utile pour nous-mêmes comme pour les autres. A cet égard, notre «capital» (je maintiens sciemment le terme) le plus précieux, le plus important est le plurilinguisme et la pluralité des mentalités latines et alémanique. Mais cette richesse est menacée. Car la concentration du pouvoir (politique, économique, culturel) dans la partie alémanique largement majoritaire du pays entraîne ou peut entraîner une aliénation des minorités nationales. «Videant consules ne quid res publica detrimenti capiat.»

En introduisant son étude sur l'Helvétisme, le comparatiste Fritz Ernst a insisté sur l'«unité dans la diversité» qui est la base de notre nation, et qui ne se limite pas aux structures politiques. Cette mise en garde est encore apte à rendre service, mais elle doit être repensée. L'unité n'est pas en danger, car la majorité aura toujours raison, et elle détient le pouvoir décisionnel, mais la diversité risque de s'effriter. C'est évidemment le cas pour les langues nationales, mais c'est vrai aussi pour le pouvoir de l'argent qui dicte ses lois soi-disant objectives. Retournons donc la définition traditionnelle, adoptons la devise «Diversité dans l'unité» pour circonscrire les tâches d'avenir de ce petit espace culturel entre le Rhin et le Rhône et, peut-être à son image, d'espaces concentriques toujours plus vastes. La recherche d'une identité plurielle est une exigence fondamentale pour la survie de notre nation et la meilleure chance pour l'Europe et le monde. C'est ce que les «Helvétistes» du passé ont compris dans les limites qui étaient les leurs, et que nous devrions comprendre aujourd'hui dans un monde de plus en plus grand et de plus en plus petit.



Zeichnung von Barrigüe, in: *punts-ponti-ponts-brücken*,
Forum Helveticum, Lenzburg, 1997.

LE «RÖSTIGRABEN»: QUELLE HISTOIRE POUR QUELLE RÉALITÉ?

Irène Herrmann

Longtemps, l'écriture du passé s'est voulue une retranscription objective et fidèle des événements écoulés. On sait maintenant qu'il n'en est rien. Et quels que soient les efforts des chercheurs, ils sont eux-mêmes le produit d'une époque que leurs œuvres reflètent. Dans ce contexte, que peut-on réellement savoir des origines et du développement des rapports entre Romands et Alémaniques? Et au-delà même de ces connaissances tangibles, quel est donc le rôle de l'historiographie dans cette particularité linguistique suisse? En d'autres termes, l'examen de cette littérature scientifique et son analyse en fonction des conditions de son élaboration permettent-ils d'évaluer dans quelle mesure, jusqu'à quel point et avec quel impact le récit des historiens signale effectivement cette rupture qu'avec un certain sens de l'autocritique on s'accorde malicieusement à qualifier de «Röstigraben»?

L'historiographie: description

Si le terme de «Röstigraben», précisément, est de facture récente, la coexistence du français et de l'allemand qu'il désigne est un phénomène déjà fort ancien. Durant l'Ancien Régime, de nombreux observateurs mentionnent le fait comme une simple curiosité supplémentaire dans le panorama des spécificités helvétiques. Au XIX^e siècle, ce statut discursif ne change pas. En dépit de l'entrée de trois cantons francophones dans la Confédération et en dépit des développements idéologiques qui tendent à envisager la langue comme vecteur privilégié de l'identité nationale, rares sont les auteurs suisses qui s'émeuvent des difficultés que la situation linguistique serait en mesure de causer à l'unité de leur patrie. Même les historiens, pourtant fortement sollicités dans le processus de transformation du pays en Etat moderne, se contentent d'évoquer la multiplicité des idiomes, sans paraître s'inquiéter des potentialités de division que cette diversité peut impliquer¹. Ce désintérêt apparent s'explique, en réalité, par les spécificités de l'invention de la «nation» helvétique, qui se forge à cette époque autour de l'idée d'un ancrage fondamental dans un système et des idéaux politiques communs. La tâche principale des spécialistes du passé, au XIX^e siècle, consiste alors à démontrer que la démocratie et le fédéralisme sont l'expression d'un immémorial amour de la liberté qui, depuis

toujours, caractériserait les Suisses et les propulserait au rang d'inimitables exemples du progrès au sein de l'Europe.

Il faut attendre la fin de la Première Guerre mondiale et le début des années vingt pour voir leurs ouvrages généraux accorder une attention certaine au phénomène. C'est durant l'entre-deux-guerres qu'apparaissent, parallèlement, les premières études scientifiques spécifiquement consacrées au problème et contenant, de manière exclusive ou partielle, des démonstrations qui en retracent l'histoire. A partir de ce moment, les travaux sur le cheminement du plurilinguisme suisse se multiplient, suivant même, par à-coups, une évolution de type quasi exponentiel. Après un timide démarrage, elle reprend dans les années quarante, s'amplifie environ vingt ans plus tard, se déploie à la fin des années septante, et atteint des niveaux insoupçonnés durant la dernière décennie².

Dans l'ensemble, ces différents textes insistent sur les mêmes périodes et les mêmes configurations d'événements. Ainsi, ils relèvent tous la longévité du phénomène et l'apparent «œcuménisme» dans lequel il se vécut. Ils saluent ensuite les initiatives tentées par la République helvétique puis par le jeune Etat fédéral en 1848 pour trouver une expression institutionnelle au plurilinguisme. La première difficulté significative est relevée en 1872 quand les cantons romands s'allièrent aux vaincus du Sonderbund pour faire échec à une révision totale de la Constitution, proposée par la majorité des cantons alémaniques. Les francophones votèrent alors contre ce projet d'étatisation accrue, qu'ils percevaient comme outrancière et conçurent comme un essai d'imitation du modèle prussien. Le deuxième point d'achoppement majeur est situé durant la Première Guerre mondiale. Dans chacune des parties linguistiques du pays, une élite intellectuelle relayée par la presse prit alors fait et cause pour le belligérant dont il partageait l'idiome. Cette controverse virulente fut alors qualifiée de «fossé culturel», même si les protagonistes semblent alors avoir surtout soutenu le système politique de leur voisin. Par la suite, les historiens constatent une amélioration des relations interhelvétiques, qui s'enveniment à nouveau dans les années soixante, comme l'atteste l'explosion de la question jurassienne. La situation se pose enfin en problème de cohésion, crucial pendant la dernière décennie du XX^e siècle, après que la multiplication des décisions soumises au scrutin populaire eut régulièrement révélé l'existence de deux communautés d'opinions divergentes, et dont la ligne de démarcation épousait peu ou prou le dessin de la frontière linguistique.

Ce consensus sur les points d'inflexion du phénomène n'implique pas, pourtant, que l'on s'entende sur la signification qu'il faut lui donner. A cet égard, les différences semblent d'ailleurs d'autant plus substantielles que le vocabulaire utilisé dans ce domaine ne s'embarrasse que rarement des précautions stylistiques que présuppose l'objectivité scientifique. Ainsi, les chercheurs de la première moitié du siècle n'hésitent pas à asséner des jugements de valeur à leurs lecteurs. Dans les années 1960-1970, ils adoptent parfois un lexique qui, en dépit de la constante quantification de leur savoir, véhicule une subjectivité tout aussi évidente. Enfin, les ouvrages les plus récents laissent eux aussi percer des préférences axiologiques qui restent aisées à décrypter, même pour les contemporains.

Ainsi, il est possible de distinguer trois courants de pensée différents. Tout d'abord, on observe que la majorité des chercheurs travaillant sur le sujet jusque dans l'après-guerre ont tendance à brosser un tableau serein des rapports entre Alémaniques et Romands. Ils soulignent alors les intentions unificatrices qui animaient les protagonistes, lorsque çà et là apparaissaient des frictions, ou insistent sur le dénouement irrémédiablement heureux de ces dernières³. Dans ce contexte, la littérature du début des années soixante se présente comme une amère prise de conscience face à des réalités peut-être moins idylliques qu'on ne l'aurait cru. En moins d'une décennie, ce cri d'alarme se transforme même en véritable cri de révolte. Le thème fait alors l'objet d'une réécriture fondamentale, qui replonge aux racines du plurilinguisme helvétique et lui applique une grille d'analyse entièrement renouvelée. Emmenés par Georges Andrey, quelques auteurs généralement francophones décrivent une Suisse romande découvrant son identité en même temps que son «oppression» par la majorité germanophone. Le récit classique d'une cohabitation linguistique pacifique est questionné par des études qui en interrogent la longévité et l'harmonie. L'analyse touche alors rapidement au politique, qu'elle pose le phénomène en exemple des limites du fédéralisme ou qu'elle en fasse un contrepoint privilégié d'une relation des tensions sociales qui tiraillèrent le pays⁴. Dès lors, nombre d'ouvrages consacrés au sujet tendent même à se rapprocher du pamphlet. Ces textes suscitent à leur tour des réponses qui tentent, mutatis mutandis, de combiner la version noire avec la version rose des choses. Au lendemain de la chute du mur de Berlin, les deux interprétations sont effectivement fondues en une seule, où perce une inquiétude sourde et le désir de la combattre par un retour à la stricte neutralité épistémologique de l'histoire. Il en résulte une vision des faits, où les oppositions sont considérées comme une occasion de revivifier l'esprit public helvétique⁵.

Le reflet: explication

En examinant les grands tournants intervenus dans le discours sur la question linguistique et sa signification, soit en envisageant l'aspect purement qualitatif des choses, on observe quelques récurrences temporelles révélatrices. Il apparaît ainsi que chacun des trois revirements majeurs concernant l'appréciation du phénomène et de son cheminement se produit à un moment charnière de son développement propre. Le début d'un intérêt marqué pour le phénomène et l'établissement d'une «version rose» des faits sont consécutifs au premier véritable traumatisme de ce type que fut le fameux «fossé culturel». L'interprétation lénifiante de la coexistence linguistique helvétique se présente comme une sorte de rachat et de déni face à la gravité d'un conflit encore présent dans les mémoires. La naissance d'une «version noire», dans les années soixante, coïncide avec l'éclatement du problème jurassien, auquel elle donne une justification historique et une légitimité accrue. Enfin, l'apparition de la dernière tendance semble étroitement liée aux résultats du scrutin du 6 décembre 1992. Elle tente d'expliquer, puis de banaliser l'écart alors révélé en présentant le «Röstigraben» comme un lieu de frictions mais aussi de réconciliations.

Bien que modérée, cette appréhension des réalités est dotée d'une grande vigueur due au nombre toujours plus important de chercheurs qui la prônent. Or, ce subit engouement, comme ceux qui l'ont précédé, n'est pas seulement déterminé par l'actualité des rapports entre Alémaniques et Romands, mais par les circonstances dans lesquelles se trouvait alors le monde. En effet, le développement quantitatif de l'historiographie, soit son évolution en termes de nombre d'ouvrages consacrés à la question linguistique et de périodes de parution privilégiées, est étroitement corrélé aux bouleversements qui affectèrent l'ensemble du XX^e siècle. Ainsi, les années vingt constituent un temps de récupération pour l'Europe, persuadée d'avoir vécu la dernière des guerres, et un moment de construction pour la planète qui pense avoir forgé avec la Société des Nations la clé de la paix universelle. La conception optimiste des relations interhelvétiques qui émerge alors se conçoit ainsi comme une réponse aux espoirs d'une génération entière. De même, le regain d'attention qu'on accorde à la question juste avant et pendant la Seconde Guerre mondiale se comprend comme une tentative de conjurer le sort qui semble devoir livrer le continent aux haines franco-allemandes. Le ton vindicatif qui s'impose une vingtaine d'années plus tard se comprend comme une conséquence de la décolonisation, qui engendra une remise en question des structures nationales et une prise de conscience des minorités. A ce titre, la «légende noire» du plurilinguisme se lit comme l'application, à la Suisse, de revendications beaucoup

plus générales. L'accentuation de ce courant, une décennie plus tard, se présente, là encore, comme une des expressions, au niveau helvétique, du choc pétrolier et des angoisses structurelles qu'il suscita dans les pays développés. Enfin, si 1992 constitue une date cruciale pour l'histoire des relations entre les deux principales communautés linguistiques, c'est sans doute à cause de la votation du 6 décembre. Mais cette dernière est elle-même partie intégrante d'un mouvement qui vit la construction européenne s'accélérer, l'Allemagne se réunifier et surtout, l'ordonnement bipolaire du monde s'effondrer: trois événements propres à stimuler de fortes inquiétudes identitaires que la littérature historique de l'époque reflète bien.

Cette double mise en perspective, à la fois qualitative et quantitative, de l'historiographie du Röstigraben semble, au premier abord, se contenter de confirmer les propos de Benedetto Croce, postulant que tout récit sur le passé est prioritairement contemporain, puisque retraçant, en filigrane, l'époque où il a été lui-même produit. Pourtant, l'exemple étudié incite à relativiser cette pensée. Si la production historique, dans son ensemble, se pose sans nul doute en miroir des réalités qui l'ont vue apparaître, celle qui se consacre à un seul sujet ne retraduit qu'une partie de son contexte d'élaboration. Ainsi, la narration des rapports entre Alémaniques et Romands sert-elle moins de reflet aux rebondissements de ces relations elles-mêmes que de miroir à certains moments paroxystiques, où la Suisse s'est interrogée sur sa cohésion interne et sur le rôle qu'elle pouvait jouer sur la scène internationale. A cet égard, le discours analysé se présente même comme un lieu privilégié, où s'expriment des sentiments collectifs contradictoires et pourtant complémentaires.

A travers ces textes, on relève des craintes concernant d'éventuels dangers menaçant l'intégrité du pays. Ces peurs peuvent se classer en trois catégories, à savoir l'angoisse devant une dérive autoritaire, dont le «fossé culturel» révéla la nocivité, devant un dysfonctionnement du fédéralisme, impropre à dissiper le «malaise romand», ou encore, devant le «Röstigraben» que dévoilèrent les votations fédérales de la fin du XX^e siècle. Ces appréhensions apparaissent dans un commun effroi face aux perspectives que laissent entrevoir le trop peu ou, à l'inverse, le trop plein de démocratie et qui, dans leurs excès, semblent pouvoir signifier la scission du pays, voire son implosion.

Parallèlement, l'historiographie répercute de vastes espoirs quant au rôle que la Suisse serait susceptible de jouer dans le monde. Avant les années soixante, les auteurs désignent leur patrie comme un modèle de «médiation politico-culturelle», digne d'être imité dans toute l'Europe. Par la suite, l'irritation

vindicative dont le pays fait l'objet semble provenir, précisément, de profondes (dés)illusions sur les capacités d'accommodement des institutions helvétiques. Quoique négatif, ce sentiment paraît pourtant issu de l'idée flatteuse que la Suisse se doit de faire mieux, pour elle et pour le monde. Enfin, les ouvrages de la dernière décennie affichent eux aussi des ambitions messianiques, en faisant du problème linguistique l'obstacle qui obligera le pays à s'améliorer constamment.

Conclusion

L'historiographie du «Röstigraben» ne se présente donc pas uniquement comme le récit exact des péripéties que traversa le plurilinguisme helvétique, ni comme un simple reflet des réalités qui l'ont produite, mais surtout comme un véritable catalyseur des projections nationales. Or l'évolution exponentielle de sa courbe de production, au XX^e siècle, incite à penser que ce rôle a progressivement gagné en importance.

En réalité, cette évolution n'a rien pour surprendre. D'une part, c'est la disparité linguistique qui a montré les limites du dénominateur politique commun, que les historiens du XIX^e siècle considéraient comme la panacée censée garantir l'unité suisse. C'est elle aussi qui, en réponse à la généralisation des régimes démocratiques en Occident et au déclin de l'influence politique du religieux, a servi dans sa spécificité toute helvétique, de test privilégié pour évaluer la solidité des fondements identitaires du pays. Dès lors, ses soubresauts ont suscité des inquiétudes dépassant sans doute leur danger réel. De même, tout signe de coexistence paisible a été interprété comme une preuve de la justesse des aspirations messianiques des fondateurs de l'Etat fédéral.

Au-delà de leur opposition apparente, ces réactions de crainte et de fierté signalent un grand souci de cohésion nationale. A ce titre, l'historiographie du plurilinguisme, qui reflète ce mécanisme tout en y participant, est moins le récit d'une rupture que celui d'efforts d'union helvétique, dont elle se fait l'écho mais aussi l'instrument. Dans ce sens, l'écriture officielle du passé continue de jouer le double rôle de recenseur et de «bricoleur» identitaire hérité du XIX^e siècle. En déployant ainsi une facette à la fois descriptive et performative, l'historiographie n'offre-t-elle pas un miroir idéal à ce «Röstigraben» qui désigne, quant à lui, à la fois un fossé et sa volonté de dépassement?

-
- 1 Im Hof, Ulrich, *Französisch/Deutsch: die Frage des Bewusstwerden der Mehrsprachigkeit in der vorrevolutionären Schweiz, Cinq siècles de relations franco-suissees. Hommage à Louis Roulet*, in: *Le passé présent. Etudes et documents d'histoire*, Neuchâtel, Editions de la Baconnière, 1984, pp. 141-150.
 - 2 Source principale: <http://www.punts-info.ch> (piste: ->Bienvenue->Bibliographie->Livres).
 - 3 Weilenmann; Hermann, *Die Vielsprachige Schweiz. Eine Lösung des Nationalitätenproblems*, Im Rhein Verlag, Bâle/Leipzig, 1925.
 - 4 Andrey, Georges, *La conscience politique romande. Petite contribution à l'étude du fédéralisme suisse (1848-1945)*, in: *Annuaire suisse de science politique*, 16/1976, pp. 151-161.
 - 5 Büchi, Christophe, «Röstigraben». *Das Verhältnis zwischen deutscher und französischer Schweiz. Geschichte und Perspektiven*, NZZ Verlag, Zurich, 2000, pp. 289-310.

SUISSE-ALLEMAGNE (1848-1918): IDENTITÉS ET NEUTRALITÉ DU POINT DE VUE DE LA CARICATURE

Philippe Kaenel

La mise en scène graphique des rapports entre la Suisse et l'Allemagne entre 1848 et 1918, pour donner des dates symboliques, est en relation avec l'histoire politique, l'histoire économique, l'histoire religieuse, l'histoire de la presse illustrée et l'histoire de l'art.

L'histoire politique ou événementielle est particulièrement chargée dans ces années. La nouvelle Confédération, qui vient de se doter d'une constitution démocratique, fait figure de «Sonderfall» dans une Europe où la réaction monarchique l'emporte très vite. Napoléon III, Guillaume I^{er}, Bismarck et Guillaume II sont les acteurs d'une scène européenne qui devient le lieu de luttes de pouvoir, et qui fragilise le fameux équilibre européen auquel la Suisse tient énormément, car il présente des garanties pour son intégrité territoriale, ses relations économiques et la défense de sa neutralité. Pourtant cet équilibre bascule dès 1866, avec les succès militaires de la Prusse conduisant à la défaite de l'Autriche et à la dissolution de la Confédération germanique. La Prusse s'assure dès lors une position hégémonique qui va se renforcer avec la rapide victoire face à la France en 1870 et la proclamation de l'Empire allemand en 1871. Jusqu'à la Première Guerre mondiale, la Suisse qui, comme l'Allemagne et l'Italie, est un Etat en quête d'identité nationale, façonne cette dernière avant tout par rapport à l'Empire germanique.

Autour de 1856, l'affaire de Neuchâtel joue un rôle fondamental dans la formation d'une identité nationale qui se définit contre la Prusse au moyen de l'imagerie politique. En effet, c'est la première fois que la Suisse, en tant que nation *reconstituée*, présente un front unique face à la menace étrangère.

La guerre de 1870 implique également la Suisse de manière pacifique et apparemment neutre dans le cas de l'accueil de l'armée du général Bourbaki en 1870, très vite transformé en spectacle national grâce au *Panorama* exécuté sous la direction d'Edouard Castres entre 1876 et 1881. Mais la réception de la victoire allemande est loin d'apparaître aussi pacifiée dans la presse et dans l'espace public helvétique (voir la «Tonhallekrawall» de Zurich le 9 mars 1871).

En 1889, l'affaire Wohlgemuth met en évidence les implications du droit d'asile

et de la neutralité face au pouvoir grandissant de la Prusse. A l'occasion de l'arrestation du policier accusé d'espionnage August Wolgemuth et de l'agent provocateur Lutz, et suite à leur expulsion par la Confédération, Bismarck tente de remettre en cause la neutralité helvétique et par la même occasion de tordre le cou à sa politique d'asile.

Un autre dossier montre l'évolution du sentiment national face à l'Allemagne. Il s'agit de l'affaire du Gothard, qui occupe une place importante dans les débats politiques et les pages des illustrés satiriques entre 1909 et 1913. Le rachat par la Confédération du tunnel du Gothard, cofinancé par l'Italie et surtout par l'Allemagne en 1869 et en 1878, aboutit à une nouvelle convention qui met en cause le principe de souveraineté nationale.

La visite officielle du Kaiser en Suisse du 3 au 6 septembre 1912 sera suivie avec la plus grande attention par la presse illustrée. Le *Nebelspalter*, par exemple, consacre plusieurs numéros aux déplacements de Guillaume II à Zurich, Berne et Bâle, où il est accueilli avec un certain enthousiasme, surtout à Zurich, dont la colonie allemande, très présente lors des manifestations, représente plus de 20% de la population urbaine.

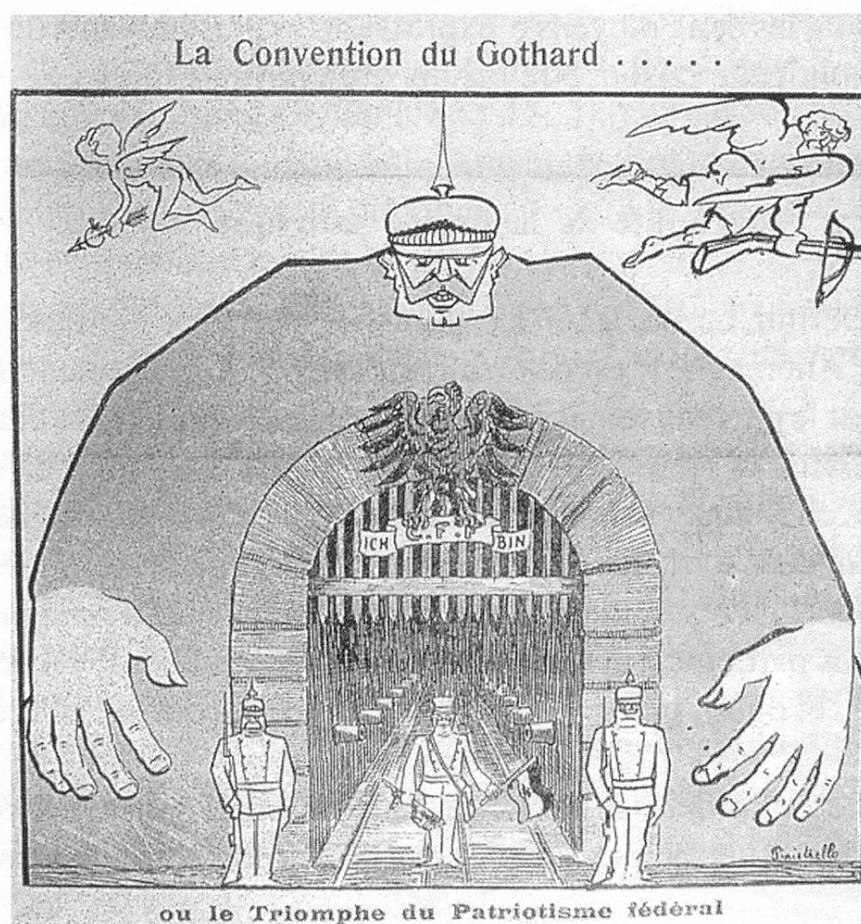


Fig. 1. Pinistrello, *La convention du Gothard...*, in: *Le Canard*, 1.3.1913, zincographie, Genève, Bibliothèque publique et universitaire.

Enfin, la Première Guerre mondiale devient le terrain où s'affrontent différents dogmes politiques et diverses conceptions d'une Suisse mettant aux prises les francophiles et les germanophiles, les partisans de la neutralité absolue, les opposants à la centralisation et les défenseurs d'un modèle helvétique exemplaire pluriculturel. A partir de là se renforce dans une partie de l'opinion l'idée qu'il existe «deux Suisses» irréconciliables, dont l'une, inféodée à l'Allemagne, s'est emparée de manière antidémocratique des institutions politiques et de l'armée. C'est alors que le journaliste et poète suisse alémanique Carl Spitteler prononce, sous les auspices de la Nouvelle Société Helvétique, le célèbre discours intitulé *Unser Schweizer Standpunkt*, le 14 décembre 1914, pour réaffirmer la priorité des liens historiques et politiques sur les affinités de langue, de race et de culture. Ce discours ne manque d'ailleurs pas d'intérêt en ce qui concerne le rôle de la caricature, car Spitteler condamne explicitement la raillerie («Spott») et la presse partisane:

«N'est-ce pas un spectacle grotesque que celui d'une feuille de chou qui, sûre de son inviolabilité, vitupère en style de cabaret une grande puissance européenne, comme s'il s'agissait d'une paisible élection municipale! [...] Ni la note joyeuse, ni la note railleuse ne devraient dans aucune circonstance se faire entendre chez nous. La raillerie est un phénomène brutal de l'esprit, que l'on rencontre à peine dans les rangs de l'armée. [...] La raillerie et la joie, qui sont les deux moyens d'expression les plus bruyants du parti pris, doivent, déjà pour cette raison, être bannis d'un pays neutre.»

La géographie de la presse satirique

Définir ou qualifier les points de vue des journaux satiriques suisses sur l'Allemagne n'est pas vraiment chose aisée, d'autant plus que ce point de vue est le plus souvent ignoré autant par les historiens de l'art que par les historiens. Dans la riche littérature secondaire traitant des relations culturelles, économiques et politiques entre la Suisse et l'Allemagne, même dans les études fondées sur la presse helvétique, les journaux satiriques et surtout les illustrés sont ignorés, comme s'ils n'étaient pas porteurs d'opinion, comme s'ils n'avaient pas participé à la formation de l'espace public. Il y a probablement une raison à cet oubli, qui peut être un mépris, mais qui est en tout cas une méprise.

Le point de vue des différents journaux satiriques condense, à des degrés divers suivant les sujets, des sensibilités politiques, confessionnelles, économiques

Die eidgenössische Einigkeitsprobe

(Zeichnung von S. Boscovitz jun.)

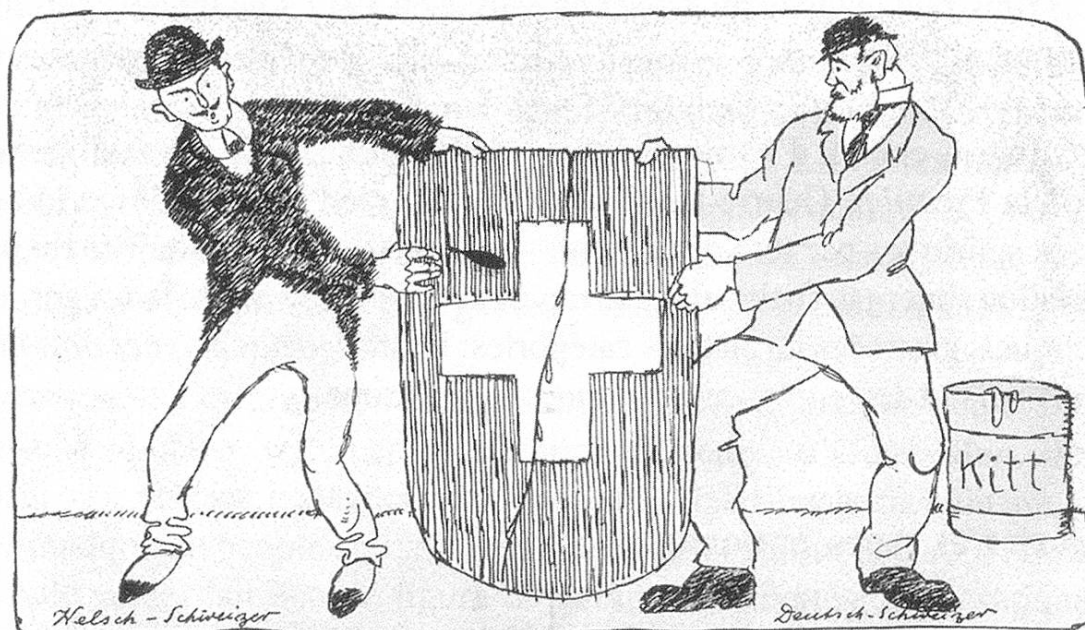


Fig. 2. Fritz Boscovitz junior: *Die Eidgenössische Einigkeitsprobe*, in: *Nebelspalter*, no 15, 1916, zincographie, Berne, Bibliothèque nationale.

et stratégiques liées au positionnement de chaque organe dans le champ éditorial. A cela s'ajoute le point de vue personnel du dessinateur, qui est plus ou moins dans la ligne du journal. La longévité du *Postheiri. Illustrierte Blätter für Gegenwart, Öffentlichkeit und Gefühl* (1845-1875), journal soleurois de tendance libérale, est tout à fait remarquable. Son sous-titre résume à lui seul les nouvelles orientations de la presse politique suisse, à la recherche de la plus grande actualité et du public le plus large. Le *Carillon de Saint-Gervais*, paru à Genève entre 1854 et 1899, est édité par le barbier et poète Philippe Corsat, un radical de gauche, un républicain révolutionnaire qui manifeste aussi peu de sympathie pour Napoléon III que pour Bismarck. Ce périodique va assumer son rôle d'organe polémique et dissident dans le champ éditorial romand mais aussi suisse, comme plus tard *Der neue Postillon, humoristisch-satirisches Montagsblatt der schweizerischen Arbeiterschaft* (1895-1914), organe zurichois socialiste, antigouvernemental, violemment antimilitariste et antiprussien. A la disparition du *Postheiri* en 1875, le créneau est repris par le *Nebelspalter*, journal édité à Rorschach, qui est le plus ancien journal satirique existant au monde. Cet organe de tendance radicale multiplie les attaques sur tous les fronts sociaux et politiques, et réussit le difficile exercice d'équilibrisme consistant, durant la Première Guerre mondiale, à échapper

aux ciseaux d'une censure contestée dans tous les milieux journalistiques. Ses dessins illustrant la visite du Kaiser en Suisse en 1912 sont un bel exercice de ce genre acrobatique.

Ces journaux, et bien d'autres encore – car la Suisse est le pays qui possède, jusqu'à la Première Guerre mondiale, le plus grand nombre de périodiques illustrés satiriques par tête d'habitant – ont consacré des centaines de pages aux relations internationales et des dizaines de caricatures aux affaires germano-helvétiques, groupées ici en trois catégories: les *allégories et types nationaux*, les *portraits* et les *cartes symboliques* de l'Europe.

Allégories et types nationaux

A la suite de la Constitution de 1848, Helvetia se présente souvent sous les traits d'une figure antique assortie d'attributs au sens politique (bonnet phrygien,



Fig. 3. Edmond Bille: *La sommation*, in: *L'Arbalète*, juillet 1916, zincographie, Lausanne, collection particulière.

LA SOMMATION : *L'Allemagne* : Tu manqueras de charbon.
La Suisse : Soit, mais je ne manquerai pas à ma parole.

bouclier, couronne de lauriers, épée, etc.); parfois elle se montre en tenue guerrière pour illustrer l'esprit de défense nationale; elle joue le rôle de mère de la nation ou de bergère. L'allégorie est un moyen simple pour faire dialoguer des entités nationales sur un plan d'égalité qui masque en fait les rapports de force régissant le jeu de la politique internationale. La ressemblance entre Germania et la Suisse, l'érosion du langage de l'emblématique et l'ouverture vers un large public ont contraint les dessinateurs d'assortir leurs personifications d'inscriptions et de légendes explicatives et redondantes.

Le soldat suisse incarne non pas *la* Suisse mais *le* Suisse, un peu comme le «deutsche Michel», cette personnification du peuple d'Outre-Rhin. Il est le pendant viril, profane, contemporain d'Helvetia. Mais l'image du militaire, figure emblématique du peuple suisse, se scinde en deux autour de 1900. Alors que le simple soldat fait encore figure de garant des libertés démocratiques, le gradé – dont le général Wille est l'incarnation – devient une force d'aliénation de la nation.

Portraits

L'art de la déformation physiologique jouit d'une longue tradition qui remonte en tous cas à la fin du XVI^e siècle et qui a toujours posé la question épineuse de la ressemblance. Un portrait caricatural peut ressembler à l'idée de l'on se fait d'un personnage sans vraiment lui ressembler d'un point de vue anatomique. Dans le cas de Bismarck ou de Guillaume II, la diffusion des portraits graphiques ou photographiques officiels de propagande, mais aussi des feuilles satiriques allemandes ont offert aux dessinateurs suisses des modèles de référence et des normes de reconnaissance bien établis.

Entre 1866 et 1890 la physiologie de Bismarck s'est définitivement codifiée dans l'espace public européen et helvétique. Comme le *Carillon de Saint-Gervais*, le *Nebelspalter* s'en prend à l'excès de pouvoir du chancelier, à sa politique intensive de réarmement et d'oppression de l'opposition dans une caricature de novembre 1877, qui présente Bismarck en nouveau Gessler.

Il n'existe pas vraiment en Suisse de type caricatural clairement défini de l'empereur Guillaume II. Ce phénomène de retenue satirique est particulièrement frappant en 1912, lors de la visite du Kaiser en Suisse. La relative rareté des portraits déformés de Guillaume II dans le reste de la presse satirique helvétique et en particulier dans le *Nebelspalter* s'explique certainement par

l'autocensure pratiquée par les dessinateurs à l'occasion de ce qui est perçu comme une sorte de visite personnelle, que l'on dissocie des rapports politiques conflictuels générés au même moment par l'affaire du Gothard. Cela implique également que la personne de l'empereur, son *corps*, n'est pas nécessairement identifié, par une partie de la presse et du public, à celui de l'Etat allemand. Guillaume II représente certes le Reich, mais à titre personnel. A la différence de Bismarck, il n'est pas automatiquement assimilé à la germanité prussienne et militariste.

Cartes imagées

Les figures allégoriques, les types, nationaux, des personnages tels Bismarck ou Guillaume II sont les acteurs d'un drame dont la scène est l'Europe. Parmi les thèmes marquants ou nouveaux de l'imagerie politique au XIX^e siècle, les visions *panoramiques* ou *cartographiques* occupent une place très particulière.

Dans un certain nombre de ces cartes imagées, la Confédération est symbolisée par un chalet, par un hérisson, par un fromage ou par un drapeau, mais elle ne figure jamais comme acteur de l'espace symbolique. Ce que montrent en fait ces cartes au fil des ans, c'est une Suisse neutre qui s'est elle-même *neutralisée* dans l'espace politique européen.

En définitive, l'imagerie satirique helvétique et germanique assigne à la Suisse le rôle que Carl Spitteler lui attribue à la fin de sa fameuse conférence de 1914, *Notre point de vue suisse*: «Une faveur spéciale du sort nous a permis d'assister, comme spectateurs, à l'épouvantable tragédie qui se déroule actuellement en Europe», écrit-il, en invitant ses concitoyens à la compassion muette. «Alors nous nous placerons au véritable point de vue neutre, au point de vue suisse», conclut-il. Dans le pays par excellence du spectacle touristique, les Suisses sont ainsi devenus à leur tour une nation de spectateurs. Ce que confirment deux autres cartes imagées anglaises en 1900 et 1914. Que fait le Suisse au milieu du drame européen? Eh bien, il lit son journal, illustré peut-être...

KEIN «FOSSÉ» IN DEN KRIEGSJAHREN 1939-1945: ABKLÄRUNGEN ZU EINEM TOPOS UND SEINEM REALITÄTSGEHALT

Georg Kreis

Die Schweiz der Kriegsjahre 1939-1945 wird als national gefestigte Schweiz verstanden. Anders als 1914, da die schweizerische Nation für einen kurzen Moment auseinanderfiel, weil das Trennende, das heisst germanophile und francophile Sympathien, stärker erschien als das Verbindende, das Gemeineidgenössische, gab es während der Aktivdienstjahre tatsächlich keinen einzigen Moment einer analogen Situation. Die am Rande dann und wann trotzdem interessierende Frage, ob es unter der Decke des nationalen Konsenses doch stärkere oder schwächere Bruchlinien gab, gilt vor allem sozialen und nicht sprachlich-kulturellen Differenzen: Etwa der Frage, wie weit sich der von 1943 an empfindlich spürbare Reallohnverlust auf Lebensqualität, auf sozialen Frieden und schliesslich auf parteipolitische Optionen ausgewirkt habe. Wenn es auch keinen so genannte «Graben» oder «fossé» gab, könnte es trotzdem latente oder sogar akute Bruchstellen gegeben haben, die sich aus Vorstellungen einer negativ bewerteten Andersartigkeit des anderen Landes teils ergaben. Ob solche Bruchlinien bestanden, lässt sich überprüfen an der Debatte um die gesamtschweizerische Kulturpolitik vom März 1939 und an der Aufnahme der Landesaustellung von 1939, an der Generalwahl vom 30. August 1939 und an der so genannten Pilet-Rede vom 25. Juni 1940; an den sieben eidgenössischen Volksabstimmungen, die es trotz des Vollmachtenregimes während des Krieges gegeben hat; an den vertraulichen Stimmungsberichten, die in der Armee in den ersten Monaten systematisch und später gelegentlich zusammengestellt wurden; an den fünf Bundesratsersatzwahlen dieser Jahre sowie an der Akzeptanz zentral angeordneter Massnahmen des Mehranbaus und der Lebensmittelrationierung sowie an den Diskussionen um die Radioprogramme. Im Folgenden soll lediglich der letzte, bisher am wenigsten beachtete Bereich vorgestellt werden.

Die nationalen Verteidigungsanstrengungen waren zu einem grossen Teil zentral organisiert. Sie förderten damit den von den Minderheiten speziell beargwöhnten und abgelehnten Zentralismus, weil dieser als solcher die überlegene Mehrheit noch dominanter machte. Es ist kein Zufall, dass nach 1945 der erste Impuls für den etwas lange auf sich warten lassenden Abbau des Vollmachtenregimes mit der Volksinitiative «Rückkehr zur direkten Demokratie» von den welschen Föderalisten kam. Der im Oktober 1942 in der «Nati-

on» veröffentlichte Protest gegen die «Besetzung» oder «Kolonisierung» der Waadt durch Deutschschweizer und insbesondere die Berner (was einem alten Topos entsprach) kann man als Indikator für das allgemeine Malaise deuten, welches das Vollmachtenregime verdächtigte, einen alten unerwünschten Trend zu begünstigen. Das Blatt der Waadtländer Ultraföderalisten polemisierte gegen die «circulaires rédigées à Berne» und protestierte konkret gegen die theoretische Möglichkeit, dass das Eidg. Kriegswirtschaftsamts unter Berufung auf die Arbeitsdienstpflicht Waadtländer sozusagen zur Zwangsarbeit in die Ostschweiz (ver)schicken könnte, wie es umgekehrt «blonde Emmentaler Kinder» (!) zum Landdienst in die Waadt abkommandieren könnte. Die Hauptaussage ging dahin, dass die Waadt jetzt eine günstige Gelegenheit hätte, von der industriellen Konjunktur zu profitieren, aber von der deutschen Schweiz, die diesen Kanton als Agrargebiet behalten wolle, daran gehindert werde, insbesondere wenn industrielle Unternehmen der deutschen Schweiz ihrer Pflicht zum Mehranbau nachkämen, indem sie dafür Land in der französischen Schweiz verwenden würden. Insofern als das Vollmachtenregime die Stellung der Wirtschaftsverbände stärkte und diese Verbände weitgehend von der deutschen Schweiz dominiert waren und die Schweiz als einen einzigen Wirtschaftsraum behandelten, hatte der Genfer Liberale Albert Picot sicher recht, wenn er sich 1941 aus der Minderheitensicht darüber beunruhigt zeigte, dass diese Verbände nicht mehr auf die Gegebenheiten einzelner Kantone Rücksicht nahmen.

Während des Krieges hätten die zentral organisierte Lebensmittelrationierung und der planwirtschaftliche Mehranbau die regionalen Gepflogenheiten beeinträchtigen können. Man ist der Frage noch nicht systematisch nachgegangen. Es ist hingegen bekannt, dass es im Frühjahr 1942 in der Westschweiz zu geharnischten Reaktionen kam, weil die verschärfte Käserationierung gewisse Präferenzen der welschen Küche härter traf. Der bereits in anderem Zusammenhang zitierte Artikel aus dem Blatt der Ligue Vaudoise klagte im Oktober 1942, dass die welsche Schweiz massenweise Eier in die grossen Städte der deutschen Schweiz (Basel und Zürich) liefere, dies aber bei der Käsezu teilung unberücksichtigt bleibe: «Nos rations de fromage n'en sont pas augmentées pour autant [...]». Noch schlimmer als die Mengenfrage war aber die Frage der Qualität: «[...] on oblige nos ménagères d'acheter, au lieu de notre Jura ou du vrai Gruyère, disparus on ne sait où, l'insipide fromage en boîte dit Gruyère d'Emmental!» Weitere Abklärungen könnten die Vorstellung von dieser Problematik noch präzisieren. Dabei ist die Möglichkeit einzuräumen, dass ein soziales Malaise allgemeinerer Art gewissermassen stellvertretend an der Sprache oder der Kultur abgehandelt wird.

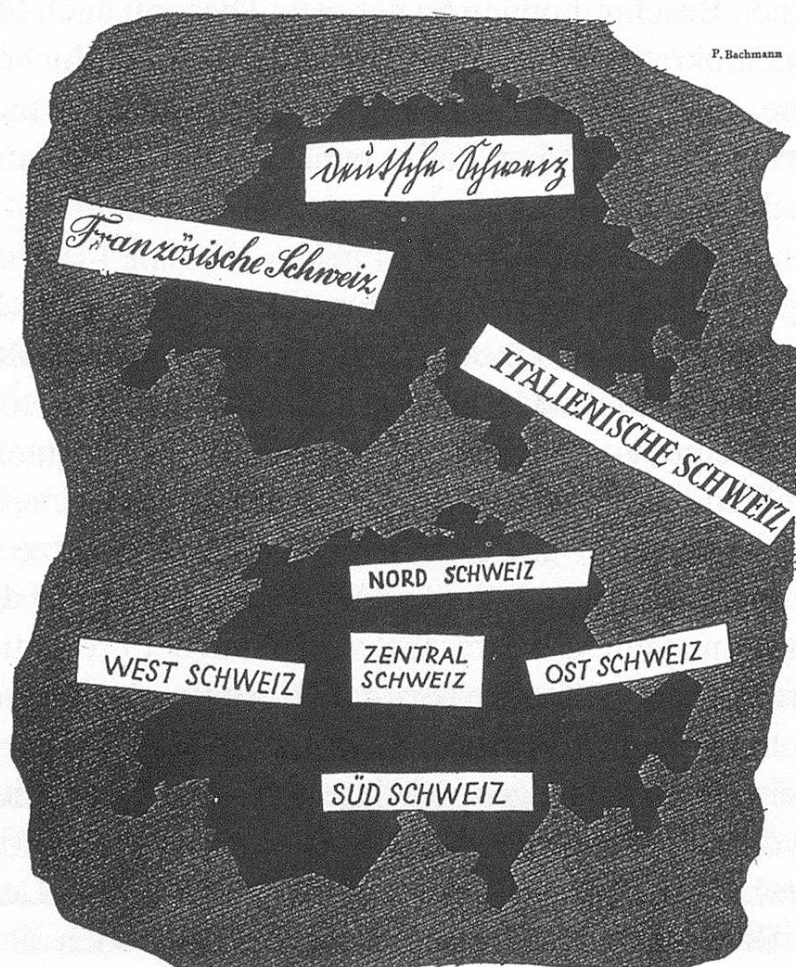
Nicht **SO**sondern **SO!**

Abb. 1. Trotz der in der bekannten bundesrätlichen Kulturbotschaft von 1938 explizit gutgeheissenen Verbundenheit auf Grund der jeweiligen grossen Kulturverwandtschaft mit dem benachbarten Ausland erging die Mahnung, die Bezeichnung deutsche, französische und italienische Schweiz zu vermeiden und zum Beispiel von der Westschweiz und der Südschweiz zu sprechen (*Nebelspalter*, Nr. 30 vom 26. Juli 1940).

Die Verstösse gegen die Lebensmittelkontrollen beziehungsweise der Schwarzhandel könnten in der französischen Schweiz häufiger gewesen sein. Die kleine Revolte von Bulle vom November 1944 mit Ausschreitungen gegen eidgenössische Kontrolleure bildete allerdings keine welsche Spezialität. Was man vorschnell als typisch welsche Unbotmässigkeit zu deuten geneigt ist, war ein auch in anderen antietatistischen Rückzugsgebieten der bürgerlichen Schweiz anzutreffender Ungehorsam: Zu einem grösseren Aufstand dieser Art war es bereits im September 1942 in Schwyz (Steinen) gekommen, und im Januar 1945 war das Tessin an der Reihe. Wir müssen uns aber davor hüten, Volks-

meinungen, in diesem Fall deutschschweizerische Volksmeinungen, leichtfertig als zutreffende Beschreibungen zu nehmen. Dies gilt auch für die Darstellung der sozialdemokratischen «Berner Tagwacht» vom Frühjahr 1941: «Westwärts der Saane, wo [...] die eidgenössischen Gesetze, aber nicht die eidgenössischen Subventionen aufhören, soll es punkto Lebensmittel- und Mahlzeitenkarten noch recht lustig zugehen [...]»

Die Gestaltung der Radioprogramme scheint keine grundsätzlichen Probleme gebracht zu haben. Die 1931 geschaffene Schweizerische Rundspruchgesellschaft liess genug Spielraum für regionale Autonomie, auch wenn bereits 1937 eine starke Zentralisierung einsetzte und bei Kriegsbeginn 1939 die Konzession wieder an den Bundesrat fiel. Die Gegensätze zwischen den Landesteilen dürften nicht grösser gewesen sein als die Gegensätze innerhalb der Landesteile, zum Beispiel zwischen Genf und Lausanne in der Orchesterfrage. Allerdings muss ein spürbarer Unterschied in der Promotion der Geistigen Landesverteidigung bestanden haben: Die Studios der deutschen Schweiz und dasjenige im Tessin hätten diese Aufgabe äusserst ernst genommen, in der Westschweiz sei man dagegen von deren Notwendigkeit nicht sonderlich überzeugt gewesen. Im Sommer 1940 wurde die Jazz-Musik (Hot Jazz) von der Generaldirektion mit einem Sendeverbot belegt, wie in Deutschland bereits seit 1935. Radio Sottens beachtete dieses Verbot jedoch nicht sonderlich, in der französischen Schweiz war Jazz besonders beliebt, weil er erstens ein Gefühl von grosser Welt vermittelte und ein Instrument gegen den deutschschweizerischen Kulturimperialismus des «jodels» und der «musique champêtre» war.

Die verschiedenen, auch in den eingangs aufgezählten Bereichen durchgeführten Sondierungen haben gezeigt: Es ist eine realistische Annahme, wenn man das Verhältnis zwischen den beiden Kulturräumen als nicht nur harmonisch versteht. Es gab berechnete oder verständliche Eigenheiten, welche in der Kombination zu Spannungen führten. Diese konfliktuelle Normalität ist bis nahe an den Krieg heran zu beobachten und wird dann durch den nationalen Schulterschluss doch überlagert. Der häufigste Ausdruck dieser Spannung war die Klage der Minderheit über die Übermacht der Mehrheit, und die häufigste Verteidigungsfigur bestand darin, den kantonalen Föderalismus und nicht die Landesteilproblematik ins Spiel zu bringen. Der kriegsbedingte Uniformitätsdruck war (doch dies ist ein Befund eines Historikers der deutschen Schweiz) nie so stark, dass er die starke Minderheit daran gehindert hätte, sich zur Wahrung ihrer guten Rechte zu wehren. Dies ging aber, ohne das warnende Bild vom «Graben» zu bemühen.

VOM SCHWEIZER STANDPUNKT ZUM VÖLKERBUND

Carlo Moos

«Schweizer Standpunkt» meint zum einen Carl Spittelers Zürcher Rede vom 14. Dezember 1914 aus dem ersten Kriegswinter, zum andern die Situierung des Diskurses von «wir und die anderen» in der Schweiz. «Völkerbund» viert demgegenüber einen Perspektivenwechsel unmittelbar nach Ende des Kriegs im Sinne des Aufbruchs in eine neue Welt, die zu bauen möglich schien, bevor die «Realpolitik» der Sieger die Hoffnungen der Völker auf eine gerechte Friedensordnung wieder zerstörte. Emblematisch dafür war das Scheitern des amerikanischen Präsidenten Wilson, von dessen Visionen nur der stark redimensionierte konkrete Völkerbund verwirklicht wurde.

Spittelers Vortrag fiel in eine Zeit, als der West-Ost-Konflikt angesichts der festgefahrenen Kriegsfrenten und der Entente-Sympathien der einen gegenüber den Mittelmächte-Präferenzen der andern die Schweiz regelrecht zu zerreißen drohte, und wurde nicht zufällig vor der Gruppe Zürich der Neuen Helvetischen Gesellschaft gehalten. Er beginnt mit dem Hinweis auf den Anlass, der den Redner «so ungern als möglich» aus seiner «Einsamkeit in die Öffentlichkeit» treten liess, um über den «zwischen dem Deutsch sprechenden und dem Französisch sprechenden Landesteil» entstandenen «Stimmungsgegensatz» zu reden, was er für seine «Bürgerpflicht» hielt¹. Was denn vorgefallen sei, fragte er sich, um etwas überraschend zu antworten, nichts sei vorgefallen, ausser dass zwei «nach verschiedenen Richtungen» sich hätten gehen lassen und auf diese Weise auseinandergekommen seien, während die Vernunft «die Zügel verloren» habe. Auf das Konzept Willensnation anspielend, fragte er weiter, ob man «ein schweizerischer Staat» bleiben wolle, der dem Ausland gegenüber «eine politische Einheit» darstelle. Wenn dem so sei, müsse man sich inne werden, dass alle, die jenseits der Landesgrenze wohnen, Nachbarn, alle, die diesseits wohnten, aber «mehr als Nachbarn, nämlich unsere Brüder» seien; der Unterschied sei «ein ungeheurer», denn auch der beste Nachbar könne «mit Kanonen auf uns schiessen, während der Bruder in der Schlacht auf unserer Seite kämpft». Neutralität bedeute in diesem Kontext, «nach allen Seiten hin die nämliche Distanz zu halten», was indessen «leichter gesagt, als getan» sei, denn gerade für den Deutschschweizer sei das Distanzgewinnen besonders schwierig. Hier verwies Spitteler auf sein eigenes Beispiel, indem er von den literarischen Erfolgen in Deutschland sprach, woher ihm «Sympathie und Zustimmung wie ein Frühling» entgegenblühten,

während er die französischen Freunde an den Fingern der linken Hand abzählen könne. Angesichts der überall praktizierten Gewalt und weil Politik ohnehin Raub sei («Jeder Staat raubt, so viel er kann») befinde man sich nun «in der Lage des Bauern, der im Wald ein Wildschwein grunzen hört, ohne zu wissen, kommt es, wann kommt es, und woher kommt es», weswegen man die Truppen denn auch «rings um den ganzen Waldsaum» aufstelle.

Die Schwierigkeit einer neutralen Position sah Spitteler insofern sehr klar, als 1914 gerade die Unterscheidung von politischer Neutralität und Gesinnung zum Problem geworden war: «Mit elenden sechs Zeilen unbedingter Parteinahme» könne sich «jeder, der da mag, in Deutschland Ruhm, Ehre, Beliebtheit und andere schmackhafte Leckerbissen mühelos holen», während er «mit einer einzigen Zeile [...] seinen guten Ruf und sein Ansehen verwirke», denn im Grunde könne «kein Angehöriger einer kriegführenden Nation eine neutrale Gesinnung als berechtigt empfinde(n)»; vielmehr wirke man auf ihn «wie der Gleichgültige in einem Trauerhause». In Bezug auf Frankreich fragte er zu Recht, ob «wir denn mit den Franzosen nicht ebenfalls verwandt» seien und verwies auf politische Ideale, Gleichheit der Staatsformen und Ähnlichkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse.

All diesem gegenüber «täte verstärkter Geschichtsunterricht gut». Nicht nur Sempach und Morgarten, auch der Sonderbundskrieg und der Neuenburgerhandel gehörten zur Schweizergeschichte, womit auf Abhängigkeiten gegen aussen und von aussen erhaltene Unterstützung, beispielsweise auf «mehr als einmal» erfahrenen englischen Schutz, verwiesen wurde. «Wir Schweizer» hätten «andere Begriffe» vom Wert und der Lebensberechtigung kleiner Nationen und Staaten. So seien die Serben für uns «keine <Bande>, sondern ein Volk», und zwar eines mit «so herrlichen epischen Gesängen» wie sie seit Homer keine andere Nation hervorgebracht habe, und das erwürgte und verlästerte Belgien gehe «uns Schweizer» gerade durch sein unglückliches Schicksal besonders viel an. Deshalb müsse man sich «enger zusammenschliessen»; dazu müsse man sich «besser verstehen» und «einander vor allem näher kennenlernen». Insbesondere müsse man aber mit mehr Bescheidenheit auftreten, nicht zuletzt wegen des «Wohlbefindens», dessen man sich erfreue, «während andere leiden»: «Keine Überlegenheitstöne! Keine Abkanzeleien!», weder Hohn noch Jubel, welche «die denkbar lautesten Äusserungen der Parteilichkeit» seien, und die «patriotischen Phantasien von einer vorbildlichen (oder schiedsrichterlichen) Mission der Schweiz bitte möglichst leise». Bevor wir «andern Völkern zum Vorbild dienen könnten, müssten wir erst unsere eige-

nen Aufgaben mustergültig lösen». Der «richtige neutrale» Schweizer Standpunkt sollte sein, angesichts des vorübergehenden Leichenzugs den Hut abzunehmen. Wohin man horche, höre man den Jammer schluchzen, und die «jammernden Schluchzer» tönnten «in allen Nationen gleich», ohne Unterschied der Sprache.

Diese Rede bleibt ohne Zweifel – trotz zeitbedingter Imponderabilien – eine eindruckliche Leistung, die über den Moment hinauswies, nicht zuletzt wegen ihrer mächtigen sprachlichen Bildkraft, die den idealisierenden Zugriff des Redners nachhaltig unterstützte. Neben dem spezifisch schweizerischen Moment-Anliegen, das sie vertrat, verfügte sie über eine stark visionäre Komponente, indem sie die Schweiz in eine zeitlose, geradezu mythische Höhe emporhob², von der herab sie allein durch ihr Beispiel eine zivilisatorische Rolle spielen sollte. Dieses Sendungsbewusstsein wurde dadurch ausbalanciert, dass der Redner in einer Kriegsphase, in der alle Beteiligten noch mit einem militärischen Triumph ihrer Seite rechneten, überall nur Elend wahrnahm. Damit traf er sich mit jenen, die den Krieg als solchen ablehnten und nach dessen Ende eine kurze Zeit lang die Zukunft aus ihren Visionen gestalten zu können meinten. Sie wurden ebenso rasch von der Realität eingeholt, wie der Redner von 1914 es im schweizerischen Rahmen geworden war, woran auch der ihm 1915 verliehene Ehrendoktor der Universität Lausanne nichts zu ändern vermochte. Der Graben blieb durch den ganzen Krieg weiter bestehen, nicht zuletzt deswegen, weil eine ausgesprochen deutschfreundliche Armeespitze am Werk war.

Wenn Spitteler zu Anfang des Ersten Weltkriegs mit wenig unmittelbarem Erfolg eine übergreifende Standortbestimmung versuchte, so ergab sich mit der Gründung des Völkerbunds die Gelegenheit zu einer solchen bei Ende des Kriegs fast von selber. Allerdings war die Auseinandersetzung im Vorfeld der Schweizer Beitrittsabstimmung von Mai 1920 in manchem nichts anderes als die Fortsetzung der Weltkriegsfronten über das Ende des Kriegs hinaus, verstärkt durch den Sieg der einen und die Niederlage der anderen Seite. Die Sympathisanten der Verlierer interpretierten den Völkerbund als «Versailler» Völkerbund (wie sie ihn nannten), das heisst als Diktat der Sieger, welches die Niederlage der Mittelmächte in alle Ewigkeit fortschreiben werde. Dem stand indessen schon der Grundgedanke des Völkerbunds entgegen, was zu betonen seine Befürworter nicht müde wurden, indem sie immer wieder darauf hinwiesen, dass die Schweiz ein Völkerbund im kleinen sei. Dieses scheint gerade in der Welschschweiz ein besonders beliebtes Argument gewesen zu

sein³ – wohl nicht zufällig, weil Minderheiten oft ein besonders ausgeprägtes Interesse an übergreifenden Organismen nehmen, die auf dem Prinzip der Gleichheit aller Mitglieder aufbauen.

Während die Deutschschweizer Völkerbundsfreunde mit Bundesrat Felix Calonder, Prof. Max Huber und dem Bauernführer Ernst Laur an der Spitze einen schweren Stand hatten und auf ihrer Seite des «Grabens» die Abstimmung um den Beitritt nicht zu gewinnen vermochten, war die Zustimmung der Westschweiz und des Tessins so überwältigend, dass sie die Vorlage herauszureissen vermochte und ihr zu einem Sieg verhalf, der nur dadurch etwas getrübt wurde, dass das Ständemehr aus einer einzigen Stimme bestand und einige hundert zusätzliche Gegner in einem kleinen Kanton der deutschen Schweiz die Vorlage zum Kippen gebracht hätten. Das Ständemehr markiert somit für 1920 gewissermassen einen potenzierten «Röstigraben», und eine Ablehnung des Beitritts hätte bei der eindeutigen Stimmungslage in der Westschweiz wahrscheinlich eine grosse ZerreiSSprobe für die Schweiz bedeutet, wie jedenfalls die Beitrittsbefürworter befürchteten und nicht müde wurden, dieses Schreckgespenst während des Abstimmungskampfes immer wieder an die Wand zu malen. Hier zeigte sich in der Tat eine aussenpolitische Polarisierung, die für spätere Auseinandersetzungen nichts Gutes verhies und jenen «clivage linguistique» inaugurierte, welcher dazu führte, dass sich der in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg vornehmlich um Fragen des Föderalismus kreisende Sprachengegensatz in der zweiten Nachkriegszeit mehr und mehr auf das Thema der Aussenbeziehungen des Landes verschieben konnte⁴.

Die Stunde des verbindlichen Spitteler war rasch vorbeigegangen, trotz des ihm 1920 verliehenen Nobelpreises. Kaum jemand interessierte sich nach seinem Tod (1924) wirklich noch für den Dichter des «Olympischen Frühlings», obwohl in den Vierziger und Fünfziger Jahren im Auftrag der Eidgenossenschaft und im Zeichen einer etwas verspäteten Geistigen Landesverteidigung eine Gesamtausgabe seiner Werke in neun Bänden und zwei Geleitbänden veranstaltet wurde; faktisch blieb nur seine Rede von 1914 im Bewusstsein einer breiteren Öffentlichkeit haften und konnte in Zeiten der Not immer wieder beschworen werden, freilich immer mehr abgehoben von der Person des Redners und von ihrem zeitlichen Umfeld. Aber auch der Völkerbund hatte schon während der Zwanzigerjahre und dann insbesondere in den Dreissigerjahren als Folge des japanischen Einfalls in die Mandschurei und des italienischen Überfalls auf Abessinien seinen Glanz zunehmend und zuletzt vollstän-

dig eingebüsst. Bezeichnenderweise sollten weder inländische Mahner noch einheimische Aufbruchwillige den West-Ost-Gegensatz überbrücken, sondern die Kriegstreiber von jenseits des Rheins, die mit ihrer bedrohlichen Aggressivität eine Art Negativ-Integration bewirkten. Sie verfiel denn auch mit dem Wegfallen der äusseren Bedrohung wieder. Von da scheint es kein Zufall, dass für die zweite Nachkriegszeit mit den demonstrativ vom Olymp herabgestiegenen Max Frisch oder Niklaus Meienberg starke politische Polarisierer repräsentativ wurden, während das Verbindende à la Spitteler («Alle, die diesseits wohnen, sind mehr als Nachbarn, nämlich unsere Brüder.») nicht mehr sonderlich gefragt war.

1 Dieses und die folgenden Zitate aus Spitteler, Carl, *Unser Schweizer Standpunkt*, in: Ders., *Gesammelte Werke*, 8. Band, Zürich, 1947, S. 579-594.

2 Vgl. Vallotton, François, *Ainsi parlait Carl Spitteler. Genèse et réception du <Notre point de vue suisse> de 1914*, Lausanne 1991, S. 84ff.

3 Vgl. Moos, Carlo, *Ja zum Völkerbund – Nein zur UNO. Die Volksabstimmungen von 1920 und 1986 in der Schweiz*, Zürich, 2001, u. a. S. 81.

4 Vgl. Kriesi, Hanspeter; Wernli, Boris; Sciarini, Pascal; Matteo, Gianni, *Le clivage linguistique. Problèmes de compréhension entre les communautés linguistiques en Suisse*, Bern, 1996.

AUX ORIGINES DE L'ESPACE SUISSE: AXE DU GOTHARD ET AXE DU SIMPLON VERS 1291

Jean-Daniel Morerod, Clémence Thévenaz Modestin

Notre recherche est partie d'une question: peut-on relier précisément l'histoire des débuts de la Confédération à celle du grand trafic européen? La mise en relation a été faite depuis longtemps; en effet, les droits des Waldstätten et leur alliance se fortifient durant le XIII^e siècle et, dans le même temps, le trafic à travers l'actuelle Suisse, par le Simplon et le Gothard, culmine vers 1300; de plus, évidemment, l'axe du Gothard traverse Uri, l'une des trois communautés liées par le pacte de 1291. Mais la rareté des sources, à l'exception de celles concernant le Bas-Valais, rend difficile d'aller au-delà des hypothèses.

Depuis quelques années, nous nous préoccupons de réunir et d'exploiter tous les renseignements tirés de ces sources pour les relier ensuite. Les relier, c'est chercher à vérifier si l'idée d'un espace généré par deux axes solidaires est une vue de l'esprit – faire exister la Suisse à tout prix depuis sa date traditionnelle de fondation – ou une réalité du XIII^e siècle. C'est aussi tenter d'ancrer précisément dans le temps les débuts de la Confédération.

Les comptes savoyards du Chablais à la fin du XIII^e siècle

Si le trafic du Gothard nous échappe faute de sources, la comptabilité des péages de l'axe du Simplon contrôlés par la Maison de Savoie a, elle, très largement survécu pour l'époque des débuts de la Confédération, grâce à l'efficacité de l'administration savoyarde. Nous disposons en effet, et cela dès le début des années 1280, de la comptabilité des péages savoyards de Saint-Maurice et de Villeneuve, où étaient taxées les marchandises ayant passé par le Simplon ou par le vieil axe du Grand-Saint-Bernard à destination de l'Italie du Nord ou de la Flandre: à Saint-Maurice, la série débute en 1281, à Villeneuve à la fin de l'année 1282. La comptabilité du péage de Saint-Maurice est continue à partir de ce moment pour les années des débuts de la Confédération qui nous intéressent ici, alors qu'une lacune malencontreuse dépare la documentation à Villeneuve, par ailleurs bien fournie, précisément aux alentours de 1291.

Alors que l'évolution du passage des marchandises à Saint-Maurice a été

remarquablement analysée par Franco Morenzoni dans un article de 1993¹, il n'existe aucune étude comparable sur Villeneuve. Or, la mise en parallèle des données des deux péages permet de suivre de près le passage des marchandises dans le Bas-Valais à la fin du XIII^e et dans les premières années du XIV^e siècle.

Pour analyser le volume du trafic, nous avons choisi de représenter sur deux graphiques le passage de la laine par les péages de Saint-Maurice et de Villeneuve entre le début de leur comptabilité et la fin du XIII^e siècle. La laine est en effet une marchandise particulièrement significative, car elle représentait l'essentiel du volume du trafic sur l'axe du Simplon. Les graphiques montrent un doublement du passage des marchandises à deux reprises dans la dernière décennie du XIII^e siècle: en 1291-1293 et en 1298.

Certes, la lacune dans les comptes du péage de Villeneuve empêche de voir si la forte augmentation du trafic en 1291 se confirme. Mais une autre source très voisine ne laisse aucun doute: dans les comptes de la ville de Villeneuve est enregistré chaque année à partir du 1^{er} février 1288 le revenu du «compte du chemin», un droit que la ville avait obtenu en décembre 1287 du comte Amédée V de Savoie et qui lui permettait, en échange de l'entretien du chemin, de percevoir un denier mauriçois par char étranger en transit. Or, les données que fournit la comptabilité urbaine viennent combler presque exactement la lacune des comptes du péage; elles laissent apparaître, elles aussi, l'augmentation de 1291. Les données de 1298 manquent, les comptes étant perdus entre 1293 et 1311.

D'autres rubriques de la comptabilité municipale de Villeneuve nous renseignent indirectement sur le trafic. Villeneuve profitait en effet d'une autre manière encore du passage des marchandises: elle affermait à des particuliers des droits commerciaux liés au commerce international. C'est ainsi que la ville vendait chaque année aux enchères à un ou plusieurs de ses habitants la possibilité de percevoir, une année durant, les revenus liés au transfert sur bateau des marchandises en transit; ce droit était appelé ferme du rivage, et le montant que les habitants offraient chaque année pour l'acheter apparaît dans les comptes municipaux. Il en va de même pour la ferme des balles de marchandises, correspondant au droit de percevoir une taxe sur l'entreposage de marchandises dans la halle de Villeneuve. Dans les deux cas, une augmentation est bien visible en 1291-1293. Le décalage chronologique de quelques mois par rapport aux péages vient plutôt corroborer nos observations: en voyant le trafic de marchandises augmenter rapidement, les habitants étaient prêts,

lors de la mise aux enchères suivante, à investir davantage pour obtenir le droit de percevoir un revenu, dont ils espéraient qu'il allait aussi plus leur rapporter.

Après ce tour d'horizon des sources chiffrées disponibles sur le passage des marchandises par la route du Simplon à la fin du XIII^e siècle, une conclusion s'impose: l'existence indubitable de deux grands pics de trafic, l'un en 1291 et l'autre en 1298.

Quelle explication donner à ces augmentations soudaines? Notre titre indique que nous pensons qu'il est possible de les mettre en relation avec ce qui se passe sur l'axe du Gothard, et notamment d'envisager sa fermeture à la suite des événements de 1291. C'est bien sûr une hypothèse, que Franco Morenzoni avait déjà évoquée en analysant les chiffres du péage de Saint-Maurice, auxquels nous ajoutons ici les données correspondantes pour Villeneuve. Le développement parallèle du Gothard et du Simplon à la fin du XIII^e siècle amène à penser que les deux cols fonctionnaient en système, et que des difficultés de passage sur un axe déviaient le trafic sur le second. D'autant que les autres cols pour lesquels des données sont disponibles, c'est-à-dire les péages, encore une fois savoyards, de Bard (sur le passage du Grand-Saint-Bernard) et celui plus lointain de Montmélian (sur la route du Mont-Cenis) ne montrent aux mêmes dates ni augmentation ni diminution spectaculaires.

Les chiffres valaisans et la naissance de la Confédération

A nos yeux, le pic de 1291-1293 et, par conséquent, celui de 1298 pourraient trouver une explication au Gothard, d'ordre politique. Ce sont des années qui ramènent, en effet, à la naissance supposée de la Confédération. Selon la tradition attestée dès le XV^e siècle, les exactions de baillis habsbourgeois auraient suscité l'alliance de trois communautés des Waldstätten, sanctionnée par un serment et suivie d'une révolte. Ce récit est enrichi par celui des actions de Guillaume Tell, placées exactement à la même époque et contribuant à la libération.

La mise par écrit de ces récits a entraîné un effort de datation, qui a trouvé son expression la plus achevée au milieu du XVI^e siècle dans l'oeuvre d'Aegidius Tschudi: 1307 pour le pacte et les actions de Guillaume Tell, 1308 pour le soulèvement. Elles s'imposeront pour trois siècles, comme en témoigne le gros «1307» de bronze sur le socle de la statue de Tell à Altdorf.

La question des dates a été bouleversée par la redécouverte au milieu du XVIII^e siècle du pacte daté de début août 1291. Ce document, d'une quinzaine d'années antérieur aux dates traditionnelles de 1307/8, provoqua la querelle qui opposa, au long du XIX^e siècle, les tenants des récits à ceux du pacte. On sait que l'Etat fédéral imposa un compromis à la faveur du jubilé du sixième centenaire de la Confédération. Il fut célébré en 1891, ce qui assurait la victoire de la date du pacte sur celles véhiculées par les récits traditionnels; mais, parallèlement, ces récits furent ramenés à 1291. Ainsi, la gravure alors distribuée à tous les écoliers du pays montre au centre la rédaction du pacte, mais, alentour, le serment des trois Suisses et Guillaume Tell tirant sur la pomme².

Après un peu plus d'un siècle de recherches sur les récits traditionnels, on se rend compte que l'arbitrage fédéral de 1891 a eu d'assez étranges conséquences: 1307 et 1308 ont finalement disparu du paysage historique suisse, tandis que le pacte de 1291 est campé comme événement réel et daté. Le reste – Guillaume Tell, les baillis, le Grütli – qu'on avait voulu rapatrier de 1307/8 à 1291 est ressenti aujourd'hui comme trop évidemment de nature mythique pour refléter des événements de manière précise. C'est ainsi que la Suisse célèbre son pacte comme acte de fondation, sans avoir véritablement une histoire précise de cette fondation. En effet, le contenu du pacte est si pauvre en allusions à la situation du moment, qu'on ne sait s'il s'insère ou non dans une période de révolte.

Le pacte de 1291 est devenu une sorte de monument solitaire un peu gênant et c'est sans doute pour cela qu'on en est récemment venu à suspecter son authenticité, plutôt pour sortir d'une impasse que par une analyse précise du document, qui a toutes les apparences d'un original³.

Le Valais et les Waldstätten

Les chiffres valaisans dont nous disposons maintenant permettent de reprendre la question du contexte de révolte dans lequel viendrait se placer le pacte. Ces chiffres mettent en évidence une période d'au moins deux ans de trafic extraordinaire, commençant au plus tôt en février 1291 et s'achevant au plus tard en septembre 1293, pour tenir compte de la durée des exercices.

Si l'on veut donner une signification politique à cette période, il ne s'agit pas de considérer seulement les environs d'août 1291. Elle englobe toute la grande révolte anti-Habsbourg consécutive à la mort du roi Rodolphe. On sait que la

couronne de Germanie échappa à son fils Albert au profit d'Adolphe de Nassau, tandis qu'une coalition allant du Léman à la Forêt Noire s'organisait contre les héritiers du roi défunt et leurs officiers. Cette guerre interrégionale s'apaise dès l'automne 1292.

Rien ne s'oppose au rapprochement entre les dates de trafic intense par le Simplon et la crise de la domination habsbourgeoise. Toutefois, ce rapprochement n'établit pas que le Gothard a été touché par cette guerre. Certes, Schwyz et Uri se sont alliés en octobre 1291 à Zurich, membre de la coalition anti-Habsbourg, et Lucerne, ville habsbourgeoise, a été réconciliée par ses maîtres avec les Waldstätten en mars 1293, mais ce n'est pas encore la preuve que le trafic du Gothard a bien été affecté. Or, cette preuve existe: dans un document du 10 avril 1293, des marchands milanais promettent de ne pas se plaindre d'un officier d'Albert de Habsbourg qui avait bloqué leurs marchandises à Lucerne. Pourquoi les avoir saisis? L'officier avait interdit de les faire transiter par la «vallée d'Uri» (le Gothard) pour «punir les habitants de leur désobéissance».

Ce document a été publié au XIX^e siècle⁴, sans attirer l'attention; daté de l'été ou de l'automne 1291, il serait sans aucun doute devenu célèbre, mais un intervalle de presque deux ans entre lui et le pacte a dû dissuader les historiens d'y attacher beaucoup de prix. Maintenant que nous avons justement cette période de deux ans à illustrer, son importance devient éclatante.

Le transit des marchandises par le Gothard a donc bien été interrompu pour des raisons politiques, qui tenaient aux relations difficiles entre les habitants et les Habsbourg. Voilà éclairé le pic 1291-1293 du trafic par le Simplon. Le pic très court de 1298 (de février à octobre) s'explique de la même façon: il correspond à la révolte d'Albert de Habsbourg contre Adolphe de Nassau, son rival heureux de 1291. Adolphe est vaincu et tué en juillet; les Waldstätten l'avaient soutenu, tandis que Lucerne jouait son rôle de verrou...

En guise de conclusion

Quel est l'intérêt pour nous, aujourd'hui, de ces rapprochements entre chiffres valaisans et événements de Suisse centrale?

Ils permettent, à notre avis, de donner une assise événementielle plus précise aux débuts de la Confédération ou, au moins, de faire du pacte de 1291 une

mesure en rapport avec des événements en préparation: une révolte anti-Habsbourg qui allait entraîner les Waldstätten.

Pour rejoindre plus précisément le propos du colloque, l'interdépendance des deux axes du Gothard et du Simplon paraît vérifiée. Elle témoigne qu'une même dynamique – le trafic international – est à l'oeuvre et que c'est cette dynamique qui a esquissé l'espace suisse dans la seconde moitié du XIII^e siècle. Dynamique qui, bien évidemment, se riait des frontières linguistiques.

1 Morenzoni, Franco, *Le mouvement commercial au péage de Saint-Maurice d'Agaune à la fin du Moyen Age (1281-1450)*, in: *Revue historique*, 117 (1993), pp. 3-61.

2 Santschi, Catherine, *La mémoire des Suisses: histoire des fêtes nationales du XIII^e au XX^e siècle*, Genève, 1991.

3 Sablonier, Roger, *Der Bundesbrief von 1291: Eine Fälschung? Perspektiven einer ungewohnten Diskussion*, in: *Die Entstehung der Schweiz. Vom Bundesbrief 1291 zur nationalen Geschichtskultur des 20. Jahrhunderts*, Schwyz, 1991, pp. 127-146.

4 *Der Geschichtsfreund*, 20 (1864), p. 310, no 11.

ANNÄHERUNGEN AN DIE SPRACHGRENZE: KIRCHLICHE GRENZEN IN DER SPÄTMITTELALTERLICHEN WESTSCHWEIZ

Kathrin Utz Tremp

Die kirchlichen Grenzen in der spätmittelalterlichen Westschweiz sind die Bistumsgrenzen, die Dekanatsgrenzen, die Grenzen zwischen den Terminierbezirken der Bettelorden und die Grenzen der Inquisition. Ich beschränke mich auf die Grenze zwischen den Bistümern Lausanne und Konstanz, auf das Dekanat Freiburg, auf die Grenze zwischen den Terminierbezirken der Dominikanerkonvente Lausanne und Bern und auf die gemeinsame Inquisition der westschweizerischen Bistümer Lausanne, Genf und Sitten. Gewichtige Vorarbeiten existieren im Band *Les pays romands au Moyen Age*¹. Dazu habe ich zwei Beiträge beige-steuert, den einen zu den Grenzen zwischen den Terminierbezirken der Bettelorden (zusammen mit Bernard Andenmatten), den anderen zur geographischen Ausdehnung der westschweizerischen Inquisition (zusammen mit Eva Maier und Martine Ostorero). Im Text werde ich auch auf Beiträge von Jean-Daniel Morerod, Eric Chevalley und Justin Favrod zurückgreifen.

Die Grenze zwischen den Bistümern Lausanne und Konstanz

Das Gebiet der späteren Westschweiz teilte sich auf die Bistümer Lausanne, Genf und Sitten auf². Dabei fällt auf, dass das Bistum Genf zwar weit über die heutigen Landesgrenzen ins Savoyische hinausreicht, aber davon abgesehen die heutigen Grenzen der Schweiz vom Simplon bis zur Ajoie weitgehend den alten Grenzen der Bistümer Sitten und Lausanne entsprechen. Sonst aber hielt zunächst nichts die drei Bistümer zusammen, denn sie hingen von verschiedenen Metropolitansitzen ab: Lausanne von Besançon, Genf von Vienne und Sitten von Tarentaise. Erst die Zeit schuf einen Zusammenhang, insbesondere durch die Zusammenarbeit der Bischöfe und Nachbarn und, merkwürdig genug, durch die Inquisition, die einzige Institution, welche die drei Bistümer gemeinsam hatten, und zwar erst im letzten Jahrhundert des Mittelalters.

Uns interessiert hier die Grenze zwischen den Bistümern Lausanne und Konstanz, die praktisch identisch ist mit dem Verlauf des Flusses Aare. Diese

Grenze war ursprünglich, an der Wende vom sechsten zum siebten Jahrhundert, identisch mit der Siedlungs- und Sprachgrenze zwischen den Alemannen und Burgundern, die sich freilich in den folgenden Jahrhunderten noch einiges nach Westen verschob. Das Bistum Konstanz wurde um 600 geschaffen, um die Alemannen zum Christentum zu bekehren. In der Folge musste auch das Zentrum des Bistums Lausanne verschoben werden: Von Windisch, das nun im Bistum Konstanz lag, zunächst nach Avenches und dann nach Lausanne. Dies geschah ebenfalls an der Wende vom sechsten zum siebten Jahrhundert, in der gleichen Zeit, als auch die Bischöfe des Wallis ihren Sitz von Martigny nach Sitten verlegten.

Die Sprachgrenze verschob sich also im Laufe des Mittelalters von der Grenze zwischen den Bistümern Lausanne und Konstanz nach Westen. Dies aber bedeutete, dass das Bistum Lausanne ein zweisprachiges Bistum wurde, ähnlich wie übrigens auch dasjenige von Sitten. Das Bistum Lausanne war ein recht grosses Bistum, mit einer Fläche von mehr als 8200 km²; zwischen Lausanne und Flumenthal (nordöstlich von Solothurn), dem äussersten nordöstlichen Punkt, waren rund 120 km zurückzulegen (drei bis vier Tagesreisen). Im Jahr 1454 machte der Bischof von Lausanne, Georg von Saluzzo (1440-1461), die grosse Ausdehnung und Zweisprachigkeit seines Bistums geltend, als er beim Papst darum supplizierte, die Neuweihe von entweihten Kirchen oder Kirchhöfen delegieren zu dürfen, da er oft nur unter grosser Mühe und Kosten dahin gelangen könne. Das Problem der Zweisprachigkeit wurde jedoch nie so drängend wie in späteren zweisprachigen Territorien, weil Lateinisch die Sprache des Gottesdienstes und der Kommunikation mit dem Klerus war. Im Jahr 1515 bewahrte François des Vernets, Sekretär des Bischofs Aymo von Montfaucon (1491-1517), in seiner Bibliothek ein Handbuch für Pastoralvisiten und ein Wörterbuch für die deutsche Sprache auf.

Das Dekanat Freiburg

Wir halten fest, dass die Grenze zwischen den Bistümern Lausanne und Konstanz im Spätmittelalter keine Sprachgrenze mehr und das Bistum Lausanne ein zweisprachiges Bistum war, und setzen unsere Suche und Annäherung auf der Ebene der Dekanatsgrenzen fort, mit dem Dekanat Freiburg³. Die Karte der Dekanate beruht auf dem Kirchen- und Kloosterverzeichnis, das der Lausanner Dompropst Cono von Estavayer im Jahr 1228 ins Kartular von Lausanne eintrug. Hier werden neun Dekanate aufgezählt, die Dekanate Lau-

sanne, Avenches, Solothurn, Vevey, Neuenburg, Outre-Venoge, Ogo, Freiburg und Bern, wahrscheinlich in der Reihenfolge ihrer Entstehung. Jedenfalls sind die Dekanate Freiburg und Bern die jüngsten, können sie doch erst nach der Gründung der Städte Freiburg und Bern 1157 bzw. 1191 entstanden sein. Das Kirchen- und Klosterverzeichnis von 1228 spiegelt also einen Zustand, der erst kurz zuvor entstanden war, sich dann aber bis ins 16. Jahrhundert nicht mehr veränderte.

Mit den Anfängen des Dekanats Freiburg hat sich 1924 Pierre de Zurich beschäftigt⁴ und dabei festgestellt, dass dieses sich «rittlings» (à cheval) über dem Flusslauf der Saane befindet, anders als andere Dekanate (und auch Bistümer und Pfarreien), bei denen die Grenzen im allgemeinen von Wasserläufen gebildet werden. Dies sei umso erstaunlicher, als die Saane gleichzeitig eine Sprachgrenze bilde. Aus dieser Beobachtung zieht de Zurich den Schluss – den wir schon kennen –, dass das Dekanat Freiburg erst kurze Zeit vor 1228 gegründet worden sei, und zwar auf Kosten der Dekanate von Avenches und Bern, damals noch Dekanat Köniz. Die ursprüngliche Grenze zwischen den Dekanaten Avenches und Köniz verlief also – ganz «natürlich» – entlang der Saane und war zugleich eine Sprachgrenze, welche die französischsprachigen Pfarreien des Dekanats Avenches von den deutschsprachigen Pfarreien des Dekanats Köniz trennte. Dagegen sass das Dekanat Freiburg, das erstmals 1182 (also 25 Jahre nach der Gründung der Stadt Freiburg) bezeugt ist, «rittlings» über der Saane und war ein zweisprachiges Dekanat, ähnlich wie das Bistum Lausanne ein zweisprachiges war. Wir sind der Sprachgrenze näher gerückt, wir haben sie, mit dem Dekanat Freiburg, gewissermassen im Visier, aber wir haben damit noch keine kirchliche Grenze, die gleichzeitig Sprachgrenze wäre.

Die Grenze zwischen den Terminierbezirken der Dominikanerkonvente von Lausanne und Bern

Die Sprachgrenze wird erstmals in einem Dokument aus dem Jahr 1274 fassbar, sie verlief entlang der Saane und der Aare, wobei Marly und Murten noch auf französischsprachigem Gebiet lagen (siehe Abb. 1). Diese Grenze aber war – und das macht sie für uns interessant – zugleich eine kirchliche Grenze, nämlich diejenige zwischen den Terminierbezirken der Dominikanerkonvente von Lausanne und Bern⁵.

Im 13. Jahrhundert entstanden in der Schweiz wie überall in Europa die ersten Niederlassungen der Bettelorden: Dominikaner, Franziskaner und Augustiner-eremiten. Anders als die klassischen Orden (Benediktiner, Cluniazenser, Zisterzienser), die vom Grundbesitz lebten, wollten die Bettelorden, zumindest in ihren Anfängen, lediglich von den Almosen leben, die sie im Rahmen ihrer Seelsorgetätigkeit sammelten. Unter Seelsorge ist vor allem die Predigt zu verstehen, die es damals in den Pfarrkirchen noch kaum gab. Von der Predigt hatten die Dominikaner auch ihren populäreren Namen: Predigerbrüder. Die Dominikaner predigten nicht nur in den Städten, wo sie ihren Sitz hatten, sondern auch auf dem umliegenden Land, das in sog. Terminierbezirke aufgeteilt wurde, Bezirke, die den einzelnen Konventen für die Predigt zugeteilt wurden. Da es wichtig war, bei der Predigt die Sprache der Leute zu sprechen, um verstanden zu werden, erfolgte die Einteilung der Terminierbezirke nach sprachlichen Kriterien und nicht nach den älteren Bistums- und Dekanatsgrenzen.

Der Dominikanerkonvent von Lausanne wurde im Jahr 1234 gegründet und trat sogleich in Konkurrenz zu demjenigen von Zürich, der vier Jahre vorher gegründet worden war. Dabei ging es insbesondere um die Predigt im Wallis, das vom dominikanischen Generalkapitel 1255 seltsamerweise dem Zürcher Konvent zugesprochen wurde. Diese Zuweisung wurde vermutlich nie in die Praxis umgesetzt und das Wallis scheint in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts vom Lausanner Konvent mit der Predigt versehen worden zu sein. Die Frage stellte sich neu nach der Gründung des Berner Konvents im Jahr 1269. Fünf Jahre später wurde die Terminiergrenze zwischen den Konventen von Lausanne und Bern nicht nur im Mittelland gezogen, sondern auch im Wallis. Hier wurde das Wallis als ganzes dem Lausanner Konvent zugeschlagen, aber nur solange dieser über einen deutschsprachigen Bruder verfügen würde, der das deutschsprachige Gebiet von Leuk rhoneaufwärts versorgen könnte; andernfalls sollten hier die Berner Brüder predigen und Almosen sammeln dürfen. Dies bedeutet, dass auch im Wallis – nicht nur im Dekanat Freiburg – auf die Sprachgrenze Rücksicht genommen wurde.

Die Sprachgrenze war also identisch mit der Grenze zwischen den Terminierbezirken der Dominikanerkonvente von Lausanne und Bern, ja mehr noch, sie wurde erst in diesem Zusammenhang überhaupt definiert und als Terminiergrenze gezogen, von der wir nur vermuten können, dass sie mit der Sprachgrenze identisch war.

Die Inquisition in den westschweizerischen Bistümern Lausanne, Genf und Sitten und die Stadt Bern

Abschliessend soll von der einzigen Institution die Rede sein, welche die drei Westschweizer Bistümer Lausanne, Genf und Sitten im Mittelalter gemeinsam hatten: Die Inquisition. In ihr allein verkörperte sich am Ende des Mittelalters so etwas wie eine Entität der Westschweiz, die sich sonst noch nicht feststellen lässt⁶. Indem die Stadt Bern, obwohl ebenfalls im Bistum Lausanne gelegen, nie von dieser Institution Gebrauch machte, distanzierte sie sich von dieser Identität der Westschweiz *in statu nascendi*.

Verglichen mit anderen Territorien wie Südfrankreich, Böhmen, der Dauphiné und dem Piemont, erscheint die Inquisition in der Westschweiz erst sehr spät, Ende 14./Anfang 15. Jahrhundert⁷. Virtueller existierte sie freilich schon früher, denn im Jahr 1267 hatte Papst Clemens IV den Dominikanern den Auftrag gegeben, die Inquisition in den Bistümern Besançon, Genf, Lausanne, Sitten, Toul, Metz und Verdun auf die Beine zu stellen. Hier werden die drei Westschweizer Bistümer Lausanne, Genf und Sitten im Verein mit vier anderen genannt: Besançon, Toul, Metz und Verdun. Eine Inquisition in einem so grossen Gebiet konnte nicht operationell sein, sie scheint denn auch nie zustande gekommen zu sein, wohl aber führte der erste päpstliche Inquisitor in der Westschweiz, Ulrich von Torrenté, aus dem Lausanner Dominikanerkonvent, von 1424 bis 1440 noch den Titel eines Inquisitors der sieben Bistümer, auch wenn er sich zeit seines Lebens und Amtes auf die Westschweizer Bistümer Lausanne, Genf und Sitten beschränkte.

Ulrich von Torrenté war der erste päpstlich ernannte Inquisitor in der Westschweiz. Er war aber nicht der erste Inquisitor überhaupt, wohl aber der erste, der Erfolg hatte. Im Jahr 1375 war ein selbsternannter Inquisitor, François von Moudon, ebenfalls aus dem Lausanner Dominikanerkonvent, ohne Unterstützung durch den Bischof von Lausanne und die Stadt Freiburg und entsprechend auch ohne Erfolg gegen ein freiburgisches Beginnenhaus vorgegangen.

Schon wesentlich besser ausgestattet, nämlich mit einem Auftrag des Bischofs von Lausanne, den die Stadt Freiburg selber um Hilfe gebeten hatte, war 1399 Humbert Franconis nach Freiburg gekommen. Er sollte um rund fünfzig Waldensern den Prozess machen, die in einem gleichzeitigen Prozess in der Nachbarstadt Bern denunziert worden waren. Doch hatte er in Freiburg nicht die nötige Unterstützung der Bevölkerung gefunden und deshalb unverrichteter Dinge abziehen müssen. Es war sein Nachfolger Ulrich von Torrenté,

der 1430 den Freiburger Waldensern einen grossen und endgültigen Prozess machte.

Ulrich von Torrenté hatte freilich auch klein anfangen müssen. Als er sich in den 1420er Jahren in Lausanne auf Nicolas Serrurier, einen heterodoxen Wanderprediger, konzentrierte, trug ihm dies zwar eine päpstliche Ernennung ein, nicht aber die Unterstützung des Bischofs von Lausanne, der angeblich eine Volkserhebung zugunsten des heterodoxen Predigers befürchtete. Der Erfolg kam erst Ende der 1420er Jahre: Mit einem Einsatz im (savoyischen) Unterwallis 1428-1429 und mit dem grossen Freiburger Waldenserprozess von 1430. Im gleichen Jahr noch wurde Ulrich von Torrenté von seinen Genfer Mitbrüdern nach Genf gerufen, um wiederum einen heterodoxen Wanderprediger, Baptiste von Mantua, zu verurteilen. Nach einer Verschnaufpause von einigen Jahren begann er Ende der 1430er Jahre die ersten Hexenprozesse zu

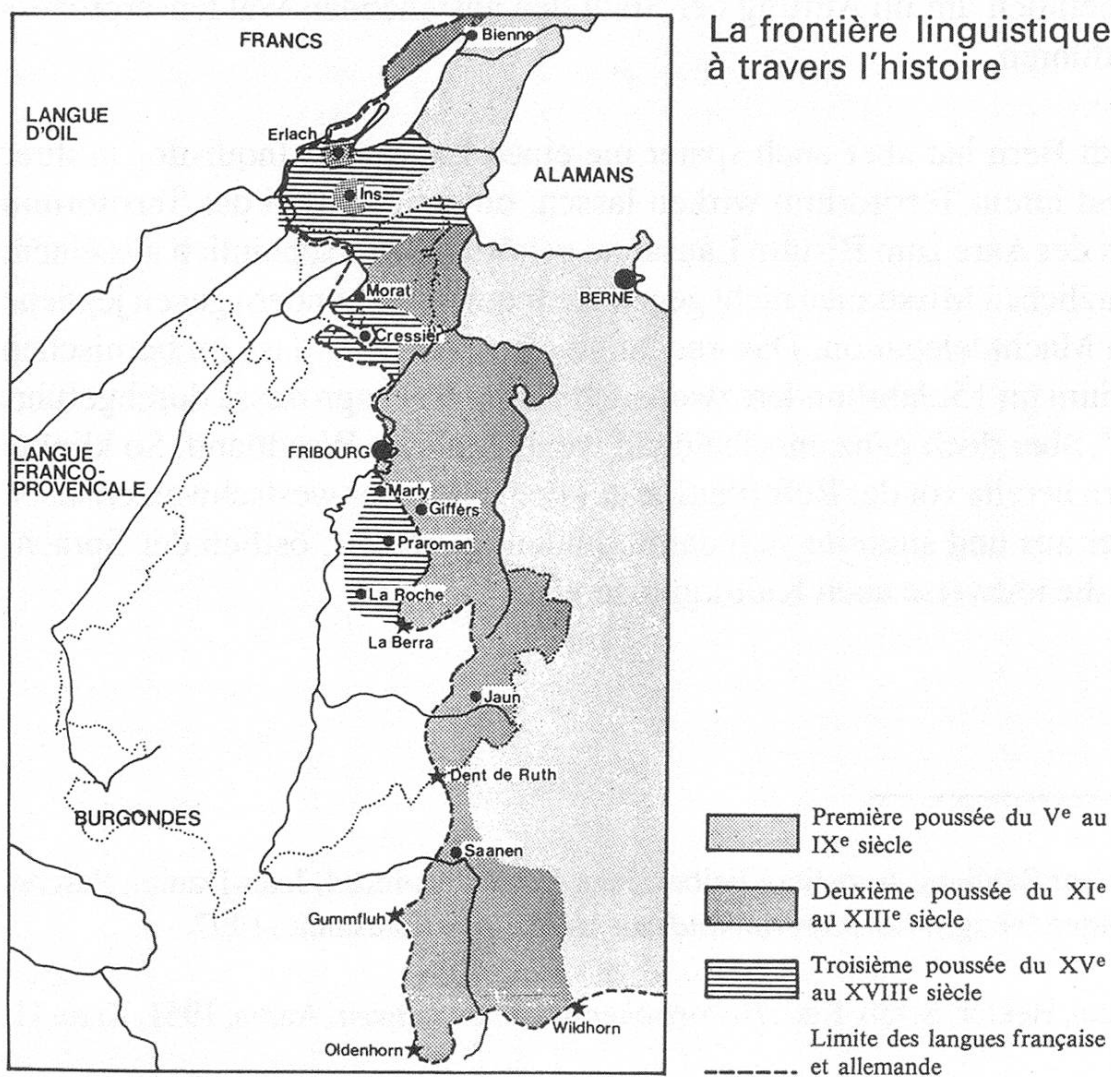


Abb. 1. *La frontière linguistique à travers l'histoire*, in: *Encyclopédie du Canton de Fribourg*, Bd. 2, Fribourg 1977, S. 400.

führen: 1438 in Dommartin und 1439 in Neuenburg. Auf diese Weise gelang es ihm innerhalb von nicht ganz zwanzig Jahren, die Inquisition in den westschweizerischen Bistümern Lausanne, Genf und Sitten zu einer ständigen und effizienten Institution zu machen.

Die Stadt Freiburg gehörte, wie bereits gesagt, zu den ersten und besten «Kunden» der Lausanner Inquisition, die Freiburger waren aber auch die ersten, die, um 1440, den Inquisitor nicht mehr bemühten, sondern auf eigene Faust eine Hexenjagd veranstalteten, die womöglich noch blutiger ausfiel, als wenn der Inquisitor sie nach allen Regeln der Kunst durchgeführt hätte. Den Freiburgern mag dabei die Nachbarstadt Bern Vorbild gewesen sein, die nie einen Inquisitor aus dem Lausanner Dominikanerkonvent herangezogen hatte, auch nicht, als sie 1399 selber Waldenser abzuurteilen hatte. Damals liess sie stattdessen einen Dominikaner, Niklaus von Landau, aus dem Basler Konvent nach Bern versetzen, wo er nur gerade im Sommer 1399 nachweisbar ist, wahrscheinlich um im Auftrag der Stadt den anstehenden Waldenserprozess durchzuführen.

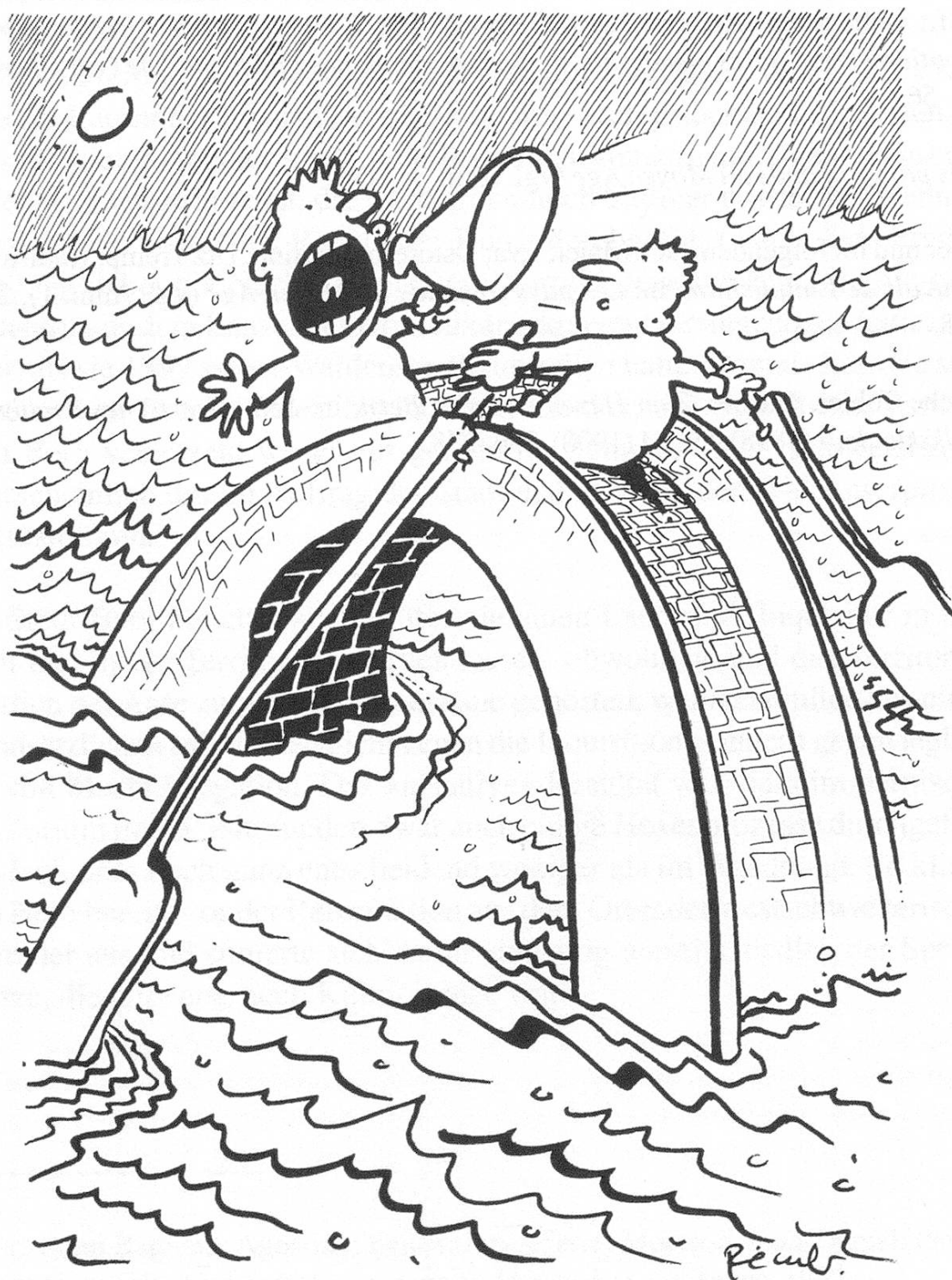
Die Stadt Bern hat aber auch später nie einen Lausanner Inquisitor in ihrer Stadt und ihrem Territorium wirken lassen, obwohl sie und das Territorium westlich der Aare zum Bistum Lausanne gehörten, wahrscheinlich aus einem grundsätzlichen Misstrauen nicht gegen die Inquisition, sondern gegen jegliche Art von Machtdelegation. Das «negative» Resultat war, dass im bernischen Territorium im 15. Jahrhundert zwar auch einige Hexenprozesse durchgeführt wurden⁸, aber doch ganz entscheidend weniger als im Waadtland. So klinkte sich Bern bereits vor der Reformation aus dem Orbit der westschweizerischen Bistümer aus und situierte sich damit eindeutig jenseits, östlich der Sprachgrenze, die teilweise auch Kulturgrenze war.

1 Paravicini Bagliani; Agostino; Felber, Jean-Pierre; Morerod, Jean-Daniel; Pasche, Véronique (Hrsg.), *Les pays romands au Moyen Age*, Lausanne, 1997.

2 Ammann, Hektor; Schib, Karl, *Historischer Atlas der Schweiz*, Aarau, 1951, Karte 11.

3 Ibid., Karte 12.

- 4 de Zurich, Pierre, *Les origines du décanat de Fribourg*, in: *Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte*, 18, 1924, 81–95.
- 5 *Fontes rerum Bernensium. Berns Geschichtsquellen*, Bd. 3 (1271–1299), Bern, 1880, 78f.; siehe auch: Andenmatten, Bernard; Utz Tresp, Kathrin, *Prédication et frontières: les Ordres mendiants*, in: *Les pays romands au Moyen Age* (vgl. Anm. 1), 54–56.
- 6 *Les pays romands au Moyen Age* (vgl. Anm. 1), 558.
- 7 Hier und im folgenden nach Maier, Eva; Ostorero, Martine; Utz Tresp, Kathrin, *Le pouvoir de l'inquisition*, in: *Les pays romands au Moyen Age* (vgl. Anm. 1), 247–258.
- 8 Siehe Tobler, Gustav, *Zum Hexenwesen in Bern*, in: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde*, 2 (1898), 59f.; 4 (1900), 236–238.



Zeichnung von Pécub, Copyright by Musée Suisse/
Schweizerisches Landesmuseum